

Die
F e i e r d e r L i e b e.

Z w e i t e r T h e i l.

Bei den Heirathen der

N e u e r n G r i e c h e n

herrscht der sonderbare Gebrauch, daß sich die Verlobten einen Pathen oder eine Pathe, ja manchmal deren drei oder vier wählen.

Der *Pope* empfängt das Brautpaar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er es um seine Einwilligung fragt. Alsdann führt er es zum Altar, und setzt beiden einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt.

Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als drei-

signal an dem Finger, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht.

Die Pathen nähern sich darauf, und machen eben diese Zeremonie mit den Ringen des Brautpaares. Wenn dieses geschehen ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten die Kränze vom Kopfe, ergreifen sich bei den Händen und gehen einigemal im Kreise mit einander herum, wobei ihnen von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden.

Hierauf nimmt der *Pope* ein Messer, und schneidet damit etliche längliche Stücke Brod ab, die er in eine Schüssel legt, und Wein darauf gießt. Er isst eins davon, und überreicht davon ein anderes, zuerst der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden.

Der Bräutigam giebt unter dem Seegen des Priesters seiner Braut den Kufs der Liebe, und beide halten brennende Kerzen in der rechten Hand.

Die eheliche Verbindungen, welche

D i e T ü r k e n

schliessen, werden entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauern nur eine kurze Zeit, die man theils unbestimmt läßt, theils durch einen Vertrag festsetzt. In diesem Falle werden die Bedingungen von dem Kadi entworfen und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feierlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne alle Umstände. Von dieser Ehe ist der Konkubinat mit Sklavinnen, der ohne weiteren Vertrag statt findet, verschieden.

Im erstern Falle verbinden sich die Türken zwar auf Lebenslang, aber ohne

dafs das Band durch gegenseitige Einwilli-
gung hervorgebracht würde; man verspricht
dieselben schon einander, ehe sie einmal
im Stande sind zu wählen. Vater und Mut-
ter vergleichen sich über die Punkte der
Heirath. Den Verlobten wird kein Um-
gang, ja sich nicht einmal zu sehen,
erlaubt; sie kennen sich also weder von
Person, noch von Karakter.

An dem Tage der Hochzeit steigt die
Braut zu Pferde, und begiebt sich unter
einer Musik, von Frauenzimmern und Skla-
ven begleitet, in die Wohnung ihres Bräu-
tigams. Ihren ganzen Körper verhüllt ein
Schleier und über ihrem Haupte wird ein
Baldachin getragen. Der von den Aeltern
ihr mitgegebene Brautschatz ist im Gefolge;
Pferde und Kameele sind mit Kasten und
Packen beladen, die oft leer sind, oder
nichts als Kleinigkeiten enthalten, und die nur
dem Zuge ein stolzes Ansehen geben sollen.

Der Bräutigam empfängt seine Braut an der Thüre; sie reichen sich die Hände, und geben sich die zärtlichsten Versicherungen der Liebe, obgleich ihr Herz davon nichts weiß.

An der feierlichen Verbindung der Ehe, haben die Priester nicht den geringsten Antheil. In Gegenwart des weltlichen Richters verpflichtet sich die Mannsperson eidlich zur Ehe, und verspricht auf den Fall des Todes oder der Scheidung, der Gattin ein Gewisses auszusetzen, worüber sie nach Gefallen disponiren kann. Der Richter allein unterzeichnet den Kontrakt, und der Inhalt desselben faßt weiter nichts in sich, als die Namen der Heirathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht.

Bei der Zeremonie selbst ist die Braut nicht gegenwärtig, sondern ein Bevoll-

mächtiger erscheint in ihrem Namen. Die Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feierlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch diese gehört, daß einige von ihnen zwei entblößte Degen über seinem Kopf auf dem Wege zusammen halten, um dadurch Bezauberung zu verhüten.

Wenn sich am Abend das junge Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Bräut gehört vorzüglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein *andächtiges* Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine Stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut sein muß.

Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitgäste wieder bei den

Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweihten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt, und ihren Aeltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande, ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

D i e P e r s e r

haben wie die Türken dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sklavinnen.

Auch in Persien geschehen die Heirathen durch Bevollmächtigte, weil die Frauen sich vor den Männern nicht sehen lassen dürfen.

Die Aeltern beider Theile versammeln sich in der Wohnung der Tochter. Der Vater empfängt den Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten, umarmt ihn, führt ihn in das Zimmer, wo der Kontrakt geschlossen werden soll, und entfernt sich. Hier sind die Prokuratoren und ein Priester. Die Braut befindet sich in Gesellschaft vieler Frauen in einem Nebenzimmer, dessen Thüre nur halb geöffnet ist, damit Niemand darin gesehen werden kann. Der Prokurator der Braut wendet sich nun gegen das Zimmer, worin sich solche befindet, und ruft die Heirath also aus: *Ich N. Prokurator, von euch dazu bevollmächtigt, verheirathe euch jetzt an N. Ihr werdet seine beständige Frau für die festgesetzte Morgengabe seyn.* Der

andere Prokurator antwortet hierauf: *Ich N. Prokurator, von N. bevollmächtigt, nehme in seinem Namen die beständige Frau N. an, welche ihm durch N. den hier gegenwärtigen Prokurator gegeben worden, unter Bedingung der versprochenen Morgengabe.* Hierauf muß die Braut die Genehmigung des Versprechens mit *Ja* bekräftigen. Dieser Kontrakt wird besiegelt, und der Frau in Verwahrung gegeben. Die Freiwerberinnen sind gemeiniglich die Mütter oder alte Weiber.

Die feierliche Hochzeit geschieht gewöhnlich bei dem Bräutigam und dauert zehn Tage. Am zehnten Tage wird ihm bei hellem Tage die Mitgabe seiner Frau zugeschikt. Solche besteht in ihrer Kleidung, in Edelgesteinen, einer Menge von Hausgeräthe, in Sklaven und Verschnittenen. Viele Kameele sind damit beladen, und ein Chor Musikanten macht die Begleitung. Oft leihet man allerlei Geräth-

schaften, und leere Kasten, um den Trost zu vergrößern.

Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert, von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen sie in das Bett. Bald hierauf erscheint der Bräutigam von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal.

Bei den

B e d u i n e n

einer nomadisirenden Nation in dem wüsten Arabien, werden die Heirathen so geheimnißvoll gehalten, wie ein verbotnes Liebesverständniß in Spanien oder Italien.

Da überhaupt den Morgenländern aller Umgang mit andern Weibern und Töch-

tern versagt ist, so erwacht die Liebe nicht durch den Anblick eines schönen Mädchens in dem Herzen eines Jünglinge, sondern durch das, was er von demselben hört.

Doch sind unter den herumstreifenden Arabern, den *Beduinen*, die Väter oft so gefällig, den in ihre Tochter verliebten Jüngling im Zelt zu verstecken, um ihm insgeheim den erwünschten Anblick ihrer Tochter zu gewähren, oder auch die Schöne von der Neigung eines Jünglings unterrichtet, läßt ihren Schleier vor den Augen des Liebhabers, wie von ungefähr, fallen.

Der junge Mensch wirbt alsdann durch einen seiner Verwandten um die Hand des Mädchens. Man vereinigt sich über den Kaufpreis, der dem Schwiegervater bezahlt werden soll, der immer in Schaafen, Kameelen und Pferden, nie im Gelde be-

steht; dieser Kontrakt wird vor dem Kadi und einigen Zeugen schriftlich vollzogen.

Nach geschlossenem Vertrag wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll.

Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück.

Die Mannspersonen machen sich bei dem Bräutigam, die Frauenspersonen bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der Braut über ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle

und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle.

Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher bewegt, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr denn ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Zeremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam

auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um.

Die junge Frau begiebt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbeflekt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag; alsdann entfernen sich alle, und das junge Paar fängt seine Haushaltung an.

Unter allen Verwandten ist der Brautvater der Einzige, welcher sich nicht bei der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er, während seine
Toch-

Tochter im Begrif ist, eine Frau zu werden, sich nach Hause begeben.

Bei andern arabischen Stämmen beobachtet man noch seltsamere Gewohnheiten. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut sogleich in Besitz haben will; der Streit wird daher meistens so ernsthaft, daß der Bräutigam selten mit heiler Haut davon kömmt.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den

H i n d u s;

diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen

die Götter, nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen, das Dasein gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich so oft von neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist.

So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erreicht haben; sie verachten die mannbaren Jung-

frauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben.

Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu sein, so ist es gleichwohl keine, für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wittwen dürfen nie wieder heirathen; wenn sie auch als Jungfrauen, und ohne die Bestimmung der Natur erfüllt zu haben, ihre Männer verlieren, so verurtheilt sie dennoch der Aberglaube zu einer immerwährenden Ehelosigkeit. Man sieht den Stand einer Wittwe, als eine sich durch das vorige Leben zugezogene verdiente Strafe an. Wer eine Wittwe zur Frau neh-

men wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen Gerechtigkeit entgegen setze, und den Zorn der Götter auf sich ziehe. Die Aeltern jeder Wittwe, wenn sie nur ein wenig auf Frömmigkeit halten, stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Allmosen zur Versöhnung der Sünden ihrer Töchter, damit diese wenigstens bei der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher sein möchten.

Da die Mädchen in einem Alter heirathen, wo sie weder Liebe empfinden noch einflößen können, so lenkt auch diese Leidenschaft nie die Wahl des Indiers. Es bedarf weiter nichts, als daß die Aeltern des Mädchens sich an die Auguren unter den Braminen wenden, um den Willen des Himmels um Rath zu fragen, welcher jederzeit um so günstiger, je reicher diese Wahrsager und Zeichendeuter beschenkt werden.

Wenn ein Indianer ein Mädchen von seiner Verwandschaft als Gattin für seinen Sohn wünscht, so läßt er erst den Vater des Mädchens durch einen Fremden erforschen, damit er durch den Korb nicht beschimpft werden möchte. Gefällt der Jüngling, so bestimmen die Auguren den Tag und den Augenblick, wo der Vater aus dem Hause gehen soll, um auf eine förmliche Art um das Mädchen zu werben. Er muß wenigstens von einer bemannten Frau, einigen Verwandten und einem in der Zeichendeutung erfahrenen Braminen begleitet sein. Stößt ihnen unterwegs etwas Ungünstiges auf, z. B. ein Oehlkrämer, ein Hund welcher die Ohren schüttelt, ein über sie wegfliegender Rabe u. d. gl., so wird das Geschäft auf einen andern Tag verschoben.

Geht hingegen alles nach Wunsch, so darf doch der Brautvater nicht augenblicklich seine Einwilligung geben; er wendet

vor, daß er den jungen Menschen erst sehen müsse. Auch die Bestimmung dieses Besuchs wird den Auguren überlassen. Hierauf folgen von Seiten der Aeltern gegenseitige kostbare Geschenke und Gastmale.

Wenn der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h., einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird.

Beim Pflanzen des Kals finden sich alle Verwandte und Freunde ein, dem Vater ihre Glückwünsche abzustatten, und es würde als ein entscheidendes Zeichen der Feindschaft angesehen werden, bei dieser Feierlichkeit nicht zu erscheinen.

Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk, und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen *Pollear*, so heißt

der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gestekt; der Kal wird in einer Ecke des Hofes errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemählde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes *Guichena* zu sehen ist.

Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets, und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sie dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweihten Pflanze.

Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Strassen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajadern, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunden, von Elephanten, Kameelen und Pferden etc. begleitet.

In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Wenn z. B. während des Essens, Jemand die Augen auf die mir vorgesetzten Speisen heftet, von denen ich essen will, so ist es eine ausgemachte Sache, daß dieser Blick für mich ansteckend sei.

Die gewöhnlichste Art den bösen Blick zu verscheuchen, besteht darin, daß man ein mit besonders dazu bereitetem, roth gefärbtem Wasser angefülltes Becken vor dem Gesicht der Verlobten dreimal herumdrehet, und es hernach auf die Straße gießt. Auch reißt man bisweilen ein Stück Leinwand in zwei Theile, und wirft solche nach den zwei entgegengesetzten Seiten von sich; oder man schwingt es auch dreimal vor ihren Augen in die Luft, und wirft es dann, als ganz vom Gifte des Neides geschwängert, von sich; oder aber, man heftet dem Brautpaar gewisse geheimnißvolle Ringe an den Kopf. —

Wenn ein vornehmer Mann ein Vermählungsfest feiert, so kommen auf zwanzig Meilen weit aus den umliegenden Gegenden, oft fünf bis sechstausend Braminen zusammen, die man täglich beköstigen muß. Nach vollzogener Hochzeit empfängt ein jeder

eine Schürze, sich zu bedecken. Daher sind oft die Heirathen die Zerrüttungen der Familien; ihre Kosten belaufen sich zuweilen auf zweimal hundert tausend Thaler.

Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein.

Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den obersten Gott und die oberste Göttin, in die zwei größere Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den *Schiwen* und *Parwadi*, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter

ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Die Braminen verrichten nun das Opfer; sie sagen in der Sprache der Sanscritta Gebete her, die sie oft selbst nicht verstehen, zünden Feuer an, und unterhalten es mit Butter. Hierauf sagt ein Bramine dem neben ihm stehenden Brautvater mit lauter Stimme vor, was er thun und sprechen soll.

Nach diesem Unterricht, giebt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, und legt dieselbe auf die Hand des Bräutigams. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst deren Stelle vertritt, gießt etwas wenigens Wasser über die Hände der Verlobten, und nun spricht der Vater mit lauter Stimme, in Gegenwart des Gottes, der Göttin, der Untergottheiten, und indem er den Feuergott zum Zeugen anruft: Ich N. Sohn des N.

Enkel des N. gebe meine Tochter N. Euch
N. Sohn des N. und Enkel des N.

Hierauf nimmt der Bramine den *Tali*, (eine Figur von Gold, Elfenbein, worauf gewöhnlich ein Pollear oder Lingam abgezeichnet ist, und den jedes Weib bis zum Tode ihres Mannes tragen muß) reicht ihn den Göttern, den beiden Verlobten, den zwei Vätern, den gegenwärtigen Braminen, den Verwandten und eingeladenen Gästen; Jedermann muß die Hand darüber legen, und der Bramine wiederholt indessen, bis es alle gethan haben, in der sanskritten Sprache folgenden Spruch: Sie werden Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen. Nachdem er den *Tali* allen dargereicht hat, giebt er ihn dem Bräutigam, der ihn seiner Braut an den Hals hängt; von diesem Augenblick an, ist sie sein Weib, und das Eheband ist geknüpft. —

Nach dieser Zeremonie schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart des Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben an dem Zelt ist eine Oefnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kaun. Wenn sie unter diese Oefnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: *Betrachtet die Arindody* (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und *folget ihrem Beispiel!* das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Sobald sie nun dreimal um das Gerüst gegangen, wird ein großes Becken mit rohem Reifs aufgetragen. Der Bramine nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reifs und murmelt einige Worte dazu: darauf ergreift er beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesende stehen auf und thun ein Gleiches. Dies ist der Segen, den jedermann zu der neugestifteten Ehe giebt.

Die übrigen Weiber vom Hause bringen nun mit rohen Palmzucker vermischt, Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas wenig kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht; am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentliche Spaziergänge von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen.

Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese Feierlichkeit heißt die *kleine Hochzeit* oder die zweite Hochzeit.

Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das feierlichste, für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit.

Die Frau darf nie bei ihrem Manne schlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkammer schleichen. Wahrscheinlich will

man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfangen desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlenerweise genieße. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierinn eine uneingeschränkte Freiheit. —

Geist

*Geist der Liebe unter den
Morgenländern.*

Bei der strengen Eingeschlossenheit, wozu Mädchen und Frauen bei den Morgenländern verdammt sind, ist es ihnen unmöglich, die Annehmlichkeiten des Geistes zu erlangen, welche ihnen nur der Umgang mit Männern gewähren kann. Ungebildet, leer an allen möglichen Kenntnissen, können sie eben so wenig Liebe, Freundschaft und Hochachtung einflößen, als sie solche selbst empfinden.

Die frühe und kurz dauernde Jugend der Morgenländerinnen, die zum Theil zu den schönsten und reizendsten Weibern auf der ganzen Erde gehören, gleicht einer Rose, die

Feyer der Liebe, II. Th.

C

ohne Knospen zu tragen, plötzlich anblüht und verwelkt. Mit jenem schnell vorüberfliehenden Augenblick, wo ihre Reitze den feurigen Liebhaber zum sinnlichen Genuß einladen, verschwindet zugleich jede andere Bestimmung ihres Daseins. —

Die Ursachen des verachteten, darnieder gedrückten Zustandes des weiblichen Geschlechts, liegt zunächst in dem religiösen und politischen Despotismus und Aberglauben. —

Ungeachtet *Muhamed* die Vergnügungen, welche Weiber geben, höher als alle andere Freuden schätzte, und allen Gläubigen die Umarmungen himmlischer Jungfrauen, aus deren großen schwarzen Augen ein ewiges Feuer der Liebe strahlt, und deren Jungfrauschaft sich unaufhörlich erneuert, als die höchsten Belohnungen ihres Glaubens und ihrer guten Werke verhieß, so redete er doch in seinem Koran von Weibern, nicht als von vollständigen Menschen. Da-

her ist es bis auf den heutigen Tag bei den Muhamedanern noch ein Problem, ob die Weiber eine Seele haben oder nicht. Selbst diejenigen, welche ihnen Fortdauer und Glückseeligkeit nach diesem Leben nicht absprechen, behaupten wenigstens, daß sie nicht in das Paradies der Männer kommen, sondern in abgesonderte glückliche Wohnungen eingehen werden.

Von Seiten der bürgerlichen Gesetze sind sie noch mehr eingeschränkt; denn sie können kein unbewegliches Eigenthum besitzen, keine gültige bürgerliche Geschäfte verrichten, können nie Bestandtheile der Nation werden, sondern bleiben stets Mitglieder von Familien. Selbst ihre persönliche Freiheit wird ihnen geraubt, sie hängen ihr ganzes Leben hindurch, entweder von ihrem Manne oder Vater oder einem Verwandten ab. Da sie in einer solchen Sklaverei über nichts Herr sind, so

begreift man leicht, daß es keinem Manne einfällt, sich um ihre Gunst zu bewerben.

Wenn ein Morgenländer daher in seinen Harem tritt, so schmeichelt und liebkoset er nie seine geliebtesten Weiber und Beischläferinnen, sondern diese küßen ihrem Gebieter ehrfurchtsvoll die Hand. Es ist unter den Türken und Morgenländern so gar schimpflich, wenn ein Mann das Ansehen hat, als wenn er eins seiner Weiber lieben könne.

Die Perser, Aegyptier und andere Orientalen, sehen es als eine unumstößliche Erfahrung an, daß die Weiber einzig und allein zum sinnlichen Genuße für die Männer, und zur Zeugung der Kinder hervorgebracht würden. Sie schätzen sie daher nicht nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Geschicklichkeiten, sondern nach dem Grade des sinnlichen Vergnügens, den sie geben können, das heißt, nach einer gewis-

sen Rundheit und Fettheit, die in ihren Augen einen größern Werth hat, als die vollkommenste Schönheit, oder als die größten Talente, die schätzbarsten Kenntnisse und die edelsten Tugenden.

Die Morgenländer verlangen von den Weibern nicht allein keine Tugenden, sondern sie trauen denselben ohne Ausnahme alle Laster zu, deren Weiber nur fähig sind. Die Lust eines Weibes, heisst es in den Gesetzen der Hindus, kann eben so wenig gesättiget werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hinein wirft.

In der bürgerlichen Verfassung ist auch die Hauptursache der Eingeschlossenheit der Weiber zu suchen. Wären die Ehescheidungen nicht mehr so leicht, wäre der Despotismus minder mächtig; so dürfte man nicht fürchten, seine Frau oder Tochter durch einen mächtign, nach ihrem Besitze

begierigen Despoten zu verlieren; so würde man sie öffentlich erscheinen lassen und weniger Ursache haben, ihren Anblick den Augen aller Männer zu entziehen.

Die Delikatesse der Morgenländer in den Verhältnissen mit dem andern Geschlecht geht so weit, daß es augenblicklich ihre Eifersucht entflammen würde, wenn man sich nach dem Befinden der Weiber oder Töchter erkundigen wollte, und sie halten es für eine große Unanständigkeit, wenn einer von den Frauenzimmern seines Hauses, als den niedrigsten, verachtetsten Wesen, die sie mit andern Hausthüren in eine gleiche Klasse setzen, sprechen wollte.

Man muß mit ihnen schon auf einem sehr vertrauten Fuß stehen, wenn man es wagen will, die Unterhaltung auf diese Materie zu lenken. —

Sie können nicht begreifen, wie unsere Weiber mit unbedektem Gesichte gehen

können, sie, bei denen ein aufgehobener Schleier das Kennzeichen einer Buhlerin oder das Signal eines glücklichen Abentheuers ist. Eben so wenig können sie sich vorstellen, wie man ohne Begierden zu empfinden, sie sehen, sprechen, sie bei der Hand nehmen, und mit ihnen ein Tête á tête haben kann, ohne dabei die letzte Gunst zu verlangen.

Ihr Erstaunen hierüber lehrt uns, was sie von dem weiblichen Umgange denken; man siehet sehr deutlich, daß sie mit dem Wort *Liebe* keinesweges solche Begriffe verbinden als wir.

Das Bedürfnis, der erste Keim der Liebe, ist bei ihnen aller jenen feinen Nuanzen beraubt, die ihm erst seinen höchsten Reiz verschaffen; des Mädchens Hingebung geschieht ohne Aufopferung, denn sie besitzt über ihre Person nicht das geringste Recht; die Männer siegen ohne

Kampf und geniessen ohne Delikatesse; sie gehen von der ersten bei ihnen erwachenden Begierde, ohne Zwischenraum zur Sättigung über.

Verliebte gleichen hier Gefangenen: stets einverstanden ihre Wachen zu betrügen, und stets bereit, jede Gelegenheit zu benutzen, weil sie schnell und selten kömmt; verschwiegen wie Verschworne, verbergen sie ihr Glück wie ein Verbrechen, weil ihnen die schrecklichsten Folgen drohen. Dolch und Gift würden den Unbesonnenen verfolgen, der sich seines Glücks rühmen wollte.

In grossen Städten, wo die Intrike mehr Unterstützung findet als in der Provinz, herrschen eben so viel Ausschweifungen als bei uns, nur mit dem Unterschiede, dafs sie weniger bekannt werden. Alep, Damas und vorzüglich Kairo, geben hierin Paris und London nichts nach. Die

Die jungen Mädchen sind zwar daselbst eben so zurückhaltend, wie anderwärts, weil ihnen ein entdeckter Liebeshandel das Leben kosten würde; die verheiratheten Frauen aber erlauben sich desto mehr Freiheiten, da sie weit länger unter dem Zwange leben mußten, und zuweilen die gerechtesten Ursachen zu haben glauben, sich an ihren despotischen Gebietern zu rächen; und wirklich werden die Türken durch die Vielweiberei sehr frühzeitig entkräftet. Nichts ist gewöhnlicher, als Männer von dreißig Jahren sich über ihr Unvermögen beklagen zu hören. Dies ist die Krankheit, wegen welcher sie die Europäer am meisten um Rath fragen, und von ihnen *Madjun* oder stimulirende Pillen verlangen. Ihr Kummer ist desto bitterer, weil bei ihnen die Unfruchtbarkeit für die größte Schande geachtet wird. Dennoch sind sie unvernünftig genug, selbst zur Zeit, wenn ihre

Gesundheit zerrüttet ist, noch immer die Gränzen der Natur zu überschreiten; auch dies ist eine von den schönen Wirkungen des *Korans*, worinn der große Prophet sagt: *Man könnte eher einen Brunnen, als die Zeugungskraft eines Mannes erschöpfen.*

In welche Verhältnisse der Geschlechter man auch seinen Blick wirft, da findet man alles vereinigt, was jedes Gefühl von Liebe aus dem Herzen der Weiber verscheucht. Im Innern der Familien sieht man den Schauplatz eines immerwährenden bürgerlichen Kriegs. Stets zankt sich eine Frau mit der andern, und belästiget ihren Mann mit Klagen. Die vier rechtmässigen Frauen beklagen sich, daß man ihnen Sklavinnen vorzieht, und die Sklavinnen, daß sie der Eifersucht ihrer Gebieterinnen Preis gegeben sind. Hat die eine ein Merkmal von Zuneigung, ein Geschenk oder die Erlaubniß erhalten ins Bad zu gehen, so wollen

alle übrige das nämliche vom Manne haben, und machen gemeinschaftliche Sache.

Um den Frieden herzustellen, muß dann der Mann als Despot befehlen; dies ist der Augenblick, wo seine Weiber wahren Sklavensinn annehmen, wo sie äusserlich die grösste Anhänglichkeit zu heucheln, und im Herzen ihn zu verabscheuen anfangen. Wie Buhlerinnen denken sie nun auf weiter nichts, als durch unaufhörliche Be-theuerungen, daß sie ihn mehr wie alle andere lieben, durch Liebkosungen, Schmeicheleien und übertriebene Gefälligkeiten sich durch Geschenke von ihm zu bereichern; und ihn erst zu plündern, ehe sie verstossen werden. Ein solcher Liebhaber, dessen Wünsche zwar Befehle sind, der aber schon seit langer Zeit keine Begierden mehr fühlt, der von allen diesen Liebkosungen, von dem Ueberdruß der Sättigung, zu Boden ge-

drückt wird — der genießt wahrlich kein beneidenswerthes Loos. —

Wie können diese Weiber jene ausschließende, nur allein beglückende Liebe für ein einziges Wesen fühlen, wenn sie sehen, daß solche ihre Männer unter mehrere vertheilen? Wie können sie jene Schaamhaftigkeit, ohne die der Mensch in der Liebe zum Thier herabsinkt, besitzen, wenn sie täglich Auftritte der schamlosesten Ausschweifungen erblicken? Mit einem Worte, wie können sie durch ihre Sitten eine gewisse Achtung erwecken, wenn man für ihre Erziehung nicht die geringste Sorge trägt! —

Es läßt sich leicht begreifen, daß in so kindischen, unwissenden und geschäftlosen Geschöpfen, als die morgenländischen Mädchen und Weiber sind, die Begierde nach jeder Art von sinnlichem Genuß, alle Leidenschaften, um so heftiger sein müssen, da

sie durch Einschränkung und Täuschung natürlicher Triebe unaufhörlich gereizt werden. —

Aber die Sprache, die Gedichte, die Lieder der Liebe, und Märchen in der Manier der *Tausend und eine Nacht*, welche die morgenländischen Völker haben, zeichnen sich durch einen unnachahmlichen Reiz des Kolorits ihrer aus der Natur gewählten Bilder aus. Sie haben in ihren Poesien ganz eigene Nationalschönheiten, die freilich sehr oft, der Natur der asiatischen Begeisterung gemäß, die Schranken der Mäßigkeit überschreiten.

Die *Beduinen*, bei denen man kein einziges Buch antrifft, haben ihre Lieder der Liebe, in denen aber mehr Natur und Gefühl herrscht, als in den Gesängen der übrigen Morgenländer und der Bewohner der Städte; ohne Zweifel deswegen, weil

jene reinere Sitten haben, und die Liebe im höhern Sinne kennen, da bei diesen hingegen sinnlicher Genuß das einzige Bedürfnis ist.

Eine besondere Leidenschaft haben die *Beduinen* für romantische Erzählungen, und füllen damit einen großen Theil ihrer Muße aus. Wenn sie des Abends im runden Zirkel, vor oder in ihrem Zelte traulich beisammen sitzen, fängt unversehends einer an: *vor vielen Jahren war einmal*, und theilt ihnen von Anfang bis zu Ende die Abenteuer eines jungen *Schaiks* und einer jungen *Beduine* mit. Er erzählt, wie der junge Mensch seine Geliebte anfangs nur verstohlen sahe, und dadurch sterblich in sie verliebt wurde. Er mahlt die junge blühende Schönheit Zug für Zug, rühmt ihre schwarzen Augen, groß und sanft, wie die Augen einer Gazelle; ihren melancholischen und leidenschaftlichen Blick; ihre wie zwei Bogen von Ebenholz gewölbte

Augenbraunen ; ihre Taille grade und schlank , wie eine Lanze ; er schildert sie , wie sie leicht einher tritt , gleich einem jungen Füllen , wie ihre Augenlieder schön geschwärzt sind , wie *Kohel* , ihre Lippen mit blau , und ihre Nägel goldfarbig mit *Henné* gefärbt sind , wie ihr Busen ein paar Granatäpfeln gleicht , und ihre Worte süßer sind als Honig. Er erzählt die Leiden des jungen Liebhabers , der sich von *Sehnen und heifser Liebe* so verzehrte , daß sein Körper keinen Schatten mehr von sich warf. Nachdem er endlich die Bemühungen des jungen Schaiks seine Geliebte zu sehen , die Hindernisse , welche ihm die Aeltern in den Weg legten , einen Einbruch der Feinde und die Gefangenschaft , in welche beide gerathen u. s. w. ausführlich dargestellt hat ; endigt er zur Zufriedenheit seiner Zuhörer , daß er beide Liebende vereinigt , und glücklich in das väterliche Zelt wieder zurück-

bringt, und jeder opfert seiner Beredsamkeit das *ma cha allah*, d. h. vortreflich, —

* * *

Wenn einmal die Leidenschaft der Liebe in dem Herzen einer Morgenländerinn erwacht ist, so können ihren Begierden weder Schlösser noch unerbittliche Hüter Einhalt thun. Selbst der fürchterlichste Tod mag über ihrem Haupte schweben; sie wenden alle Mittel an, ihre Wünsche zu befriedigen. — Zur nähern Kenntniss, wie man im Morgenlande liebt, dient folgende Geschichte, die sich nach *Savary* vor kurzem in *Rosette* in Aegypten zugetragen hat.

Hafsan, ein alter, reicher und äußerst eifersüchtiger Muselmann, heirathete eine *Georgierin* von sechzehn Jahren, in der alle Grazien einer morgenländischen Schönheit vereinigt waren. Auf das sorgfältigste ward die junge *Gemilé*, (so hieß die Georgierin)

durch Riegel und Schlösser und Sklaven gefesselt, aber ihr Herz konnte er nicht bewachen. Aus grenzenloser Liebe oder vielmehr Eifersucht, schlug er ihr selten einen Wunsch ab, wenn er nur von weitem keine Gefahr ahndete. So gab er auch *Gemilé* die Erlaubniß, in seinem nahe an der Stadt gelegenen anmuthvollen Garten frische Luft zu athmen. *Hassan* entliefs sie zuweilen des Abends dahin, aber nie ohne zahlreiche Begleitung seiner treuesten Sklaven und Sklavinnen; jene bewachten die Thüre und die Ringmauer des Gartens; diese waren ihre Begleiterinnen in den schattigen Bogengängen von Datteln und Pomeranzenbäumen.

Gemilé hatte ein gefühlvolles Herz, und ahndete hier die glücklichen Freuden eines fesselfreien Genusses des Lebens. Das sanfte Rauschen einer Quelle, das wollüstige Düften der Blumen und Früchten in der Kühle

des Abends, die zärtlich lockenden Töne der ungestörten Bewohner der Bäume und Lauben, weckten bald die reizendsten Bilder in der Phantasie der Georgierin, bald senkten sie sie in die tiefste Melankolie. Die Früchte die sie brach, waren ihr geschmacklos, die Blumen die sie pflückte, gewährten ihr kein Vergnügen. Sie ward immer traurig in diesem Aufenthalt, und fühlte hier ihr Schicksal, ihre Ketten tausendmal quaalvoller und unerträglicher, als selbst in *Hassans* Harem, und doch ward ihre Sehnsucht nach diesem Aufenthalt so unwiderstehlich, daß sie unaufhörlich dahin zurückkehrte.

Als sie eines Abends den Weg nach diesem Garten längs am Ufer eines Flusses nahm, erblickte sie einen Mann in europäischer Kleidung. Die lebhafte Farbe blühender Jugend, die auf seinem von den brennenden Strahlen der Sonne noch nicht

geschwärzten Wangen glänzte, fesselte ihren Blick. Sie geht langsamer, läßt ihren Fächer fallen, steht einen Augenblick still, und gewinnt Gelegenheit den Fremden anzusehen; ihre Blicke begegnen den seinen, und dringen so tief in ihr Herz, daß von nun an der schöne Europäer mit seinem schlanken Wuchs, mit seinen blonden Haaren und Augen, unaufhörlich vor ihrer Phantasie schwebte.

Kaum war sie in dem Garten, so zog sie ihre traueste Sklavin beiseit, und entfernte sich mit ihr unvermerkt von den übrigen in das tiefste Gebüsch. „Hast du den schönen Fremdling gesehen? Welch ein Feuer in seinen Augen! Welch ein Blick den er auf mich warf! O meine Freundin, meine liebe Zetle! geh, und suche ihn auf, sag' ihm, daß ich übermorgen ihn erwarte, dort unter den Pappelbäumen, am Ende des Gartens, wo die Mauer am niedrigsten ist.

Sag ihm, daß ich ihn sehen, daß ich mich mit ihm unterreden muß, aber sag ihm auch, daß er sich der Gefahr, von meinen Hütern gesehen zu werden, nicht aussetze.

Dieser Auftrag ward pünktlich ausgerichtet. Der Europäer fand die Einladung so reizend, daß er im ersten Augenblick sein Wort gab. Aber kaum dachte er an die Gefahr, entdeckt zu werden, so bereuete er seine Unbesonnenheit und erschien nicht.

In eine Krämerin verkleidet, kommt zum zweitenmal die Sklavin zu ihm, und kehrt mit Entschuldigungen und neuen Versicherungen des Europäers, sich an dem bestimmten Ort einzufinden, zu ihrer Gebieterin zurück. Aber die Vorstellung auf einen Pfahl gespiest zu werden, siegt über seine Begierden, und macht ihn zum zweitenmal wortbrüchig.

Nun wird *Zetse* mit heftigen Vorwürfen an den Europäer abgeschickt; doch diesen folgt sogleich eine Schilderung, wie feurig er von ihrer Gebieterin geliebt würde; ein hinreissendes Gemälde ihrer Reize, ihrer Schönheit und ihres Unglücks, ihren Aeltern entrissen, und an einen Barbaren verkauft zu sein, den sie verabscheue. Der Jüngling, den diese Darstellung bezaubert, schwört, daß er sich am folgenden Tage, eine Stunde nach Sonnenuntergang unfehlbar efinden werde.

Die schöne *Gemilé*, von neuer Hoffnung belebt, setzt heute in ihre Schönheit Mistrauen. Sie verweilt länger an ihrer Toilette als gewöhnlich, und schmückt sich eben so prächtig als geschmackvoll. Ein leichtes Gewand bezeichnet die Umrisse ihres schönen Körpers, und ein reich gestickter Gürtel umgiebt ihre schlanke Taille. Es war ein heißer Tag vorüber, als sie nach dem

Garten eilte. Um die Kühle ganz zu genießen, wirft sie ihren Schleier und Mantel ab. Die Sonne war verschwunden, die Sterne glänzten schon am Firmament, und *Gemilé's* sehnsuchtsvolle Unruhe wird immer höher gespannt. Bald entfernt sie sich schnell von dem glücklichen Ort, bald nähert sie sich demselben wieder mit zitternden Schritten. Lauschiend hörte sie auf die Bewegung des kleinsten Lüftchens um sich her, Furcht und Hoffnung wechseln in ihrer Seele. Sie schwebte in diesem quälenden Kampf, als *Zetse* sie erinnerte, die Stunde ihrer Rückkehr sei da. Zum drittenmal betrogen, verließ *Gemilé* diesen Ort.

Kaum war sie in ihrem Zimmer, so überließ sie sich den heftigsten Anwandlungen von Wuth, den fürchterlichsten Entwürfen von Rache. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, selbst ein gerichtliches

Todesurtheil über den Fremdling aussprechen zu lassen; aber dieser Gedanke gieng in ihrer Seele schnell vorüber, und heisses Verlangen nach Liebe bewegt *Gemilé* noch einen Versuch zu wagen.

Die getreue *Zetse* wird wieder zu dem Europäer gesandt. In ihren Worten, in ihrer Schilderung von dem Zustande ihrer Gebieterinn liegt so viel geheime Zauberkraft, dafs es dem schwachen lüsternen Jüngling unmöglich ist zu widerstehen; er erneuert seine Schwüre, und bricht sie von neuem.

„Neun Monathe habe ich den Fremdling vergebens angefleht; soll ich nun alle meine Hoffnung aufgeben, vergeblich die Qualen dieser langen Zeit empfunden haben? Nein, ich mufs es noch einmal wagen sein Herz zu rühren; vielleicht ist es dann nicht unerbittlich.“ So sprach *Gemilé* nach dieser abermaligen Täuschung zu

sich, und entschuldigte den Europäer, der es so wenig verdiente.

Eines Abends hatte sie sich länger als gewöhnlich in dem Garten verweilt. Stets mit dem Bilde ihres Geliebten beschäftigt, irrt sie lange umher, wirft sich von Sehnsucht ermattet auf ein Blumenbeet, und bricht in einen Strom heißer Thränen aus. *Hassan* hatte sie schon lange erwartet und begegnete ihr nun mit harten und drohenden Ausdrücken. Dies lös'te den Zauber ihrer Liebe.

Voll Wuth begab sie sich in ihr Zimmer. Die zur Verzweiflung gebrachte Liebe reizte sie zur Rache. „Höre, sprach sie zu ihrer getreuen Zetle, eile morgen beim Anbruch des Tags zu dem treulosen Europäer, und bring ihm in meinem Namen, diese letzte Botschaft: Fremdling, ich sah dich, ich liebte dich — ich traute deinem Herzen Gefühl zu. Neun lange Monate hast du

meine süfsete Hoffnung auf das schrecklichste getäuscht. Du spielst mit Meinen! — Zittre, ich bin zur Rache gereizt. Dein Leben ist in meinen Händen. Morgen verreiſt *Hassan*, — mein Gemahl; spät kehrt er wieder zurück. Ich werde diesen Tag in meinem Garten zubringen. Du empfängst entweder Verzeihung zu meinen Füſſen, oder ein Slave bringt mir deinen Kopf. Wähle! — *Gemilé* soll gerächt oder befriedigt werden! Dies schwöre ich dir bei dem groſſen Propheten.“

Bei dieser Nachricht zögerte der Europäer keinen Augenblick, dem Tod, der ihn zu einem zaubervollen Vergnügen einlud, den Vorzug zu geben. Er bewaffnet sich und begiebt sich mit anbrechender Nacht auf den Weg. Mit klopfendem Herzen nähert er sich dem Wäldchen von Dattelbäumen, sieht erst schüchtern um sich her, und ersteigt nun muthig die Mauer.

Gemilé erschrickt bei seinem Anblick, giebt ihrer Sklavin einen Wink sich zu entfernen, und geht ihm entgegen. „Fremdling, warum täuschtest du mich so oft? du liebtest mich also nicht!“ — Verzeihe, schöne *Gemilé*; du erriethest schon bei dem ersten Begegnen unsrer Blicke, daß du mir nicht gleichgültig warest; ich liebte dich, und eben darum wollte ich dein theures Leben einer fürchterlichen Gefahr nicht Preiß geben. —

Gemilé will ihre Vorwürfe erneuern, aber sie ersterben auf ihren Lippen. — Sie ergreift die Hand des Jünglings, die in der ihrigen zittert. „Fürchte nichts, schöner Europäer, sprach *Gemilé*, folge mir in jene Laube, wo uns selbst das Licht der Gestirne nicht belauschen kann.“ — Eine weiche mit Blumen bestreute Rasenbank wartete hier des glücklichen Paares. Die Zeit war kostbar, und die schmachtende *Gemilé* wollte keinen Au-

genblick von dieser glücklichen Stunde ungenossen lassen. —

* * *

Unter den hochzeitlichen Gebräuchen der *Ostindier* und übrigen *asiatischen Völker*, sind noch folgende merkwürdig.

In Macassar

führt man das Brautpaar in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen [dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Wahrscheinlich will man die jungen Eheleute an einander gewöhnen, und ernsthafte Betrachtungen über die Beschwerlichkeiten desjenigen Zustandes bei ihnen veranlassen, in welchen sie sich begeben wollen.

Während sie diese drei Tage in der Einsamkeit zubringen, belustigen sich ihre Verwandten und Freunde mit Schmausereien. Am Morgen des vierten Tags nimmt der neue Ehemann von den Verwandten seiner Frau Abschied, um das Haus welches er bewohnen soll, zu beziehen. Ehe er aber aus der finstern Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruch eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Charaktere stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der Aelteste von der Gesellschaft kommt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, befiehlt den neuen Eheleuten aufzustehen, und mit blo-

Isen Füßen auf die Stange Eisen zu treten. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib, und sagt einige Gebete dabei her. Hierauf gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen, und anzukleiden. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette, zum Zeichen, daß sie von nun an, seine erste Sklavin sey. —

Auf den

Philippinen

wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier ins Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt *Passava*; hierauf erlegt er das *Patignog*, und darf mit

ihr sprechen; alsdann folgt das *Passalog*, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Aeltern für die Freiheit bei ihr zu schlafen, das *Ghina - puang*, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Im Königreiche

S i a m

ist es Landessitte, nie außer der Familie zu heirathen; bei ihnen ist kein Grad der Verwandschaft verboten, als zwischen leiblichen Geschwistern. Die Aeltern der Mädchen wählen sich einen Schwiegersohn der ihnen gefällt. Sind die ersten Unterhandlungen geschlossen, so bringen des Bräutigams Aeltern, den Aeltern der Braut sieben Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholt. Endlich aber kommt auch der Verlobte selbst, und bringt das seinige, welches in vierzehn

Schachteln besteht. Nun bleibt er einige Monate im Hause seines künftigen Schwiegervaters, um seine Braut genauer kennen zu lernen, und um sich an ihren Umgang zu gewöhnen. Die Hochzeit wird nun ohne alle Einmischung von Religionsgebräuchen vollzogen; die Verwandten und Aeltesten des Orts versammeln sich, und ein jeder legt etwas in die Börse, als: Armbänder, Ringe, Geld etc. Einer von ihnen nimmt hierauf ein brennendes Licht, und fährt damit siebenmal um die Geschenke herum. Die andern erheben ein Freudengeschrei, und bringen dem neuen Ehepaar ihre Glückwünsche dar. Nun wird ein Gastmahl gegeben, und die Braut zum Bräutigam gebracht.

Im Königreiche *Pegu* überlassen die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn auf der Insel

J a v a

zwei Liebende sich verlobt haben, so bestreut der Bräutigam das Haupt seiner Braut einigemal mit Blumen; die Braut wiederholt dasselbe mit dem Bräutigam; alsdann schließt er sie in seine Arme, giebt ihr einen Kuss und bietet ihr eine Schale Milch an, wovon jedes viermal trinkt. Hierauf läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, theilt ihn der Braut mit, die ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal vor das Gesicht des jungen Paares, und ertheilt ihnen den Segen. Hierauf knüpft sie den Zipfel der Weste ihres Sohns an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beide in die Kammer, und läßt sie allein. —

Wenn

Wenn in *Bantam* der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmal geendigt worden ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Auf der Insel.

F o r m o s a

geschehen die Heirathen ohne alle kirchlichen Gebräuche und mit einer besondern Ehrlichkeit. Findet ein Jüngling ein Mädchen nach seinem Geschmack, so macht er vor dessen Hause mit Musik einigemal seine Aufwartung. Hat die Schöne Lust zu dem Bewerber, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden bestimmt. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeiert, wo auch das neue Paar seine künf-

Feyer der Liebe, II. Th.

E

tige Wohnung aufschlägt. Dies sieht der Schwiegervater keinesweges als eine Last, sondern vielmehr als eine Glückseeligkeit für seine Familie an. Man wünscht sich auch daher lieber Töchter als Söhne, weil man durch diese Schwiegersöhne bekommt, die in der Folge die Stütze der Familie sind. Aber hier herrscht die grausame Sitte, daß eine Frau nicht eher als nach ihrem sechs und dreißigsten Jahre es wagen darf, Mutter zu werden. Empfängt sie vor diesem Alter, so treiben ihr die Priesterinnen die Frucht ab, indem sie die Frau mit Füßen treten. Ist sie so unglücklich, vor dieser Zeit ein Kind zur Welt zu bringen, so wird sie beschimpft, und als eine Verbrecherinn bestraft.

* * *

Als eine merkwürdige Feier der Liebe,
gehört jene die Hülle der Tugend tragende
unmenschliche Gewohnheit:

*das Verbrennen der indi-
schen Frauen*

mit den Leichen ihrer Männer, hierher.

In den ältesten Zeiten zwang ein barba-
risches Gesetz die Frauen zu diesem Opfer;
der Ursprung desselben wird von den alten
Schriftstellern also erzählt:

In dem alten Indien ward zu einer eheli-
chen Verbindung mehr nicht erfordert, als
gegenseitiges Einverständniß der Liebenden.

Verbindungen, wobei man nur den
Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht,
pflegen selten glücklich zu sein; und da
man in Indien so gar den jüngsten Personen

das Recht, sich selbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall natürlich nur zu oft ein. Sobald der allmählig verschwindende Taumel der Sinne, den Rechten der zurückkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbesonnene Wahl.

Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sklavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue.

Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte so gar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten, durch Vergiftung ihrer Despoten, sich von ihrem Joche zu befreien.

Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge

schädlicher Kräuter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, blos seine Speisen und Becher damit reiben darf.

Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen. Welche Inderin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin angesehen, und aller Rechte der Menschheit

und jedes Trostes der Religion verlustigt sein.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprochen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt für das Leben derselben, wie für ihr eigenes, und stritten bei ihrem Tode um die Ehre mit ihnen zu sterben.

Bei einem Streite von so sonderbarer Art, war, nach *Diodors* Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augenzeuge, und seine Feldherrn machten die Richter.

Keteus, der Anführer der indischen Hülfsstruppen, war in dem hitzigen Treffen geblieben, welches *Eumenes* dem *Antigonos* in *Parätakene* lieferte; er hatte zwei Frauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebten, und einander den Vorzug

streitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen.

Die Sache kam endlich vor die griechischen Feldherrn. Die beiden Frauen vertheidigten ihre grausamen Rechte mit einem Eifer, womit andere nur ihr Leben vertheidigen würden. Die Aeltere führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehr Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben, der Jüngern gebühre.

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Inderin; sie rifs sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in

Thränen gebadet von dem Tribunal. Indefs ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt, und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen, wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern.

Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten wieder ab, und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte sodann alle zum letztenmale, und bestieg von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur durch den geringsten Laut ihre Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen.

Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus, machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenthum des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmen die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch, und preisen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich, wie wir aus dem sonst schönen und kraftvollen Gemählde des *Propertius* sehen.

Felix Eois lex funeris una maritis,

Quos aurora suis rubra colorat equis.

Namque ubi mortifero jacta est fax ultima lecto,

Uxorum fusis stat pia turba comis;

Et certamen habent lethi, quae viva
sequatur

Conjugium: pudor est non licuisse mori.

Ardent victrices, et flammae pectora
praebent,

Imponuntque suis ora perusta viris. —

der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend, mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer: diese stolzen und hartherzigen Despoten, lassen dem schwächeren Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen, und spielen nur mit dem Loose der Weiber. Nicht zufrieden, sie, während ihres Lebens nur als Sklavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Wahr ist es , daß im alten Indien die Vergiftungen sehr häufig gewesen sein müssen, weil dem *Strabo* zu folge, ein Gesetz nöthig war, welches demjenigen, der eine neue Giftart entdeckte, ohne zugleich ein Gegengift zu erfinden, den Tod zuerkannte. Dessen ungeachtet scheint der Ursprung, von welchem die alten Schriftsteller den heroischen Selbstmord der indischen Frauen herleiten, verdächtig; sollte nicht vielmehr derselbe in den fanatischen Begriffen von Religion und Ehre zu suchen sein? die enthusiastische Liebe der alten und heutigen Indianerinnen begünstigt diese Vermuthung; auch ist es nicht wohl möglich, daß aus ruchlosen Mörderinnen, vermittelt eines unmenschlichen Gesetzes, tugendhafte Weiber werden können. —

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von He-

roismus zu unterwerfen, so flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Märchen und fanatische Heldengeschichten.

Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die älteren Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem *Zenana* (*Harem*) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn viel-

mehr für eine Bedingung ihres Daseins, und geniessen in dieser Einschränkung alle Glückseeligkeit von der sie einen Begriff haben. Alle ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der grofse Unterschied zwischen den *Mongolischen* und *Indischen* Frauen unter *Einem* Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindus (*Dschentu*,) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine dersel-

ben gemacht zu haben, ausser auf die von den niedrigsten Kasten.

(Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer: *Arrian* und *Strabo* versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, ausser um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern: die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thiers gleich geschätzt wurde.

Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig zu verbrennen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt, und welche diesem zum Trotze ihren Mann zu überleben wagt; diese wird als Wittwe mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt; man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Keuschheit, zu den verächtlichsten Sklavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu tragen.

Diese durch so viel Schmach niedergebeugten Weiber, erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals, und sterben an Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen

Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Banden vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenquaalen entgegen sieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Dscentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer, dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten

zu

zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Sonnerats Bemerkung, daß diese Gewohnheit fast durchgängig abgekommen, widerspricht unter andern neuern Reisebeschreibern auch dem in der Notizie del mondo Nro. 85. abgedruckten Bericht des *Fontana*, welcher neuerlich in *Bengalen* von einem solchen traurigen Schauspiel Augenzeuge war.

Der unvermuthete Tod eines *Braminen* brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von acht und zwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde,

Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten, erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die Gattin von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem ihrigem begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holzstofs, und verweilt zu den Füßen der Leiche; man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermisches Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reifs, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen entkleidet sich die

Wittwe von ihrem Obergewand, nimmt ihre Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstofs, legt sich nach einigen Ausrufungen bei den Leichnam ihres Mannes nieder, und umarmt ihn auf das feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

D i e S i n e s e r

haben zwei Arten von ehelicher Verbindung; die eine ist unzertrennlich, die

andere kann zu allen Zeiten aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen gesetzlich bestimmten Feierlichkeiten angefangen und vollzogen. Aeltern verlobten ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, und oft ehe sie geboren sind, ohne sich um ihre Neigung zu bekümmern. Zwei Männer deren Weiber schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich heirathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich sein. Aus der Benennung dieses Kontrakts, *Chi fo*, das heißt, *Bäuche bestimmen*, sieht man schon, was sie von der ehelichen Treue für Begriffe haben. — Vor dem Tage der Hochzeit bekommen sich die Verlobten nie zu sehen.

Nach dem Einverständniß beiderseitiger Aeltern, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, gehen sie in den Tempel ihrer Vorfahren. Hier zeigen sie denselben umständlich an, wie der oder jener, ihr Enkel, von dem und dem Alter, vorhabe, sich mit der oder jener zu verehelichen, und wie sie sich deswegen ihren Beistand ausbäten. Ein gleiches thun die Aeltern der Braut.

Zu den andern vor der Hochzeit gebräuchlichen Feierlichkeiten gehört vornehmlich, daß der Bräutigam seiner Braut mancherlei Speisen, Weine und Früchte überreicht. Der Hochzeitstag wird mit besondern Zeremonien durch den Rath der Sternseher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerlei Geschenke an Gold und Edelsteinen.

Den Tag vor der Ankunft der Braut in dem Hause des Bräutigams, werden dahin

alle Mobilien und Geräthschaften der Braut gebracht. Dieser Zug nimmt oft eine ganze Straſſe ein, und besteht meistentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenschirmen. Ueberdies muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zeug mitbringen.

Der Verlobte holt seine Braut in seine Wohnung, wohin sie in einem sehr prachtvoll ausgeschmückten Tragsessel gebracht wird. Pfeiffer, Trompeter und Trommelschläger gehen voraus; Miethlinge mit Kerzen und Fackeln, am hellen Mittag, umgeben die Sänfte; den Beschluß des feierlichen Geleites machen die Verwandten und Freunde von beiden Seiten.

Die Braut nimmt von ihrer Familie förmlich Abschied, und setzt sich hierauf in die Sänfte, welche verschlossen wird. Den Schlüssel aber sendet man entweder der Mutter des Bräutigams, oder man vertraut ihn dem nächsten Verwandten, oder

einem treuen Bedienten an. Dieser muß ihn dem Bräutigam, welcher an seiner Thüre in reich geschmückter Kleidung die Braut empfängt, einhändigen. Er öffnet alsdann die Sänfte, und erblickt seine künftige Gattin nun zum erstenmal. Glaubt er mit ihr nicht glücklich leben zu können, so schließt er die Sänfte sogleich wieder zu, und schickt das Mädchen wieder zurück. In diesem Fall, der jedoch selten eintritt, verliert er alle gemachten Geschenke.

Wenn die Braut aus der Sänfte gestiegen ist, begiebt sich das junge Paar in den Saal. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den *Tyen*, das ist, Himmel oder Gott, und hernach thut die Braut dasselbe gegen die Anverwandten des Bräutigams. Als dann wird sie seiner Mutter oder andern Frauenzimmern, welche zu dem Feste mit eingeladen sind, überliefert. Mit diesen

bringt sie den ganzen Tag unter Schmausen und Lustbarkeiten zu. Der Bräutigam bewirthet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer.

Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten.

Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die *Wiederkehr zur Ruhe* genannt wird. —

In der *Bucharei* sehen sich die Verlobten während der Hochzeitzeremonie gar nicht; der Jüngling begiebt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut ins Bette; er darf aber nur einen

Augenblick darin verweilen. Diese Farge wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

In der Provinz *Schan* herrscht eine lächerliche Gewohnheit von einer andern Art. Man verhehlicht hier so gar Todte mit einander. Wenn nämlich der Fall eintritt, daß der Sohn des einen und die Tochter des Andern zu gleicher Zeit sterben, so werden die Aeltern einig, sie mit einander zu verheirathen. Die Särge bleiben zuweilen zwei bis drei Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dies geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik.

Die Särge werden neben einander gestellt, man hält vor denselben den Hochzeit-schmaufs, und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Aeltern betrachten

sich von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als die nächsten Anverwandte, wie sie es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bei ihrem Leben mit einander verehelicht worden wären. —

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldt haben, sind die Sineser sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Im Königreiche

J a p a n

erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft, und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen,

der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert.

Wenn beide an dem Hügel auf verschiedenem Wege gelangt sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten alle auf verschiedenen Seiten den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik.

Die feierliche Verbindung oder die Trauung, geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben er-

heben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern Wände des Gezelts sind mit in Oehl getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen.

In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme aus einander, und hält, die Festigkeit des Ehebandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand.

Während der Priester einige Gebete her-
murmelt, steckt die Braut ihre Fackel an
einer Lampe an, hierauf der Bräutigam die
Seine an der Fackel der Braut. Der Prie-
ster ertheilt ihnen seinen Segen; alle Um-
stehende erheben ein Freudengeschrei, sin-
gen Hochzeitlieder, und bringen den Neu-
vermählten ihre Glückwünsche dar.

Unterdessen diese Zeremonien auf dem
Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein
Theil der am Fusse desselben gebliebenen
Hochzeitgäste, mit andern durch die Ge-
wohnheit geheiligten Gebräuchen.

Einige werfen die Puppen und derglei-
chen Gegenstände der jugendlichen Spiele
der Braut ins Feuer; andere haben ein Spinn-
rad und einen Rocken in den Händen, und
machen damit verschiedene Wendungen,
um anzudeuten, daß die Neuvermählte die
scherzenden Spiele der Kinder, mit den ernst-
haften Geschäften einer Hausfrau vertausche.

Zum Beschluß opfern die Priester am Fusse des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hammel dem Heirathsgotte.

Hierauf führt man die Braut wieder zurück, und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen, mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten. —

Man verlangt in *Japan* kein Heirathsgut von der Frau, damit es ihr nicht einfallen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es wird sogar den Schwiegerältern eine Summe Geld bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ihnen selbst überbringt.

Die *Japanischen* Ehen sind mit keinem

Zwange verknüpft, beide Eheleute haben die Freiheit, sich der geringsten Ursachen wegen zu trennen. Der Ehemann darf sich so viel Beischläferinnen halten, als ihm beliebt, und dennoch sind die Japaner vielleicht die einzigen Männer in der Welt, die bei einer so großen Strenge gegen ihre Frauen, die Herzen derselben zu gewinnen, und sie bei der aufrichtigsten Gesinnung zu erhalten wissen. Alle Reisebeschreiber rühmen die Treue und große Liebe der Frauen zu ihren Männern, und erzählen, daß sich oft Wittwen zu Tode hungern, weil sie kein ander Mittel wissen, sich mit ihren Männern in jener Welt zu vereinigen. —

Unter den

M a u r e n

ist es einem Frauenzimmer nicht erlaubt, sich zu verheirathen, sondern es muß von

einer Mannsperson angegeben werden. Hat sie keinen Vater, Bruder, oder sonst jemand in der Familie mehr, so kömmt dieses dem *Kadi* zu, und sie darf sich einer solchen Wahl nie widersetzen; nur in dem Fall wenn sie eine Wittwe ist, wird ihre Einwilligung erfordert.

Der Liebhaber wendet sich zuerst an den Vater, oder an den, der seine Stelle vertritt, und verlangt seine Tochter zur Ehe, die er noch nie gesehen hat; dabei gelobt er zugleich eine gewisse Summe Geldes, z. B. hundert Dukaten, und setzt fest, wie viel er gleich baar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als Rest bis auf den Fall rückständig bleiben soll, da es ihm gefallen möchte, sich von ihr zu trennen. Selbst die, welche nichts besitzen, versprechen doch etwas, ob sie gleich nie etwas bezahlen.

Sind sie einig geworden, so wird ein

Kon-

Kontrakt vor den *Abduln* (d. i. Notariis publicis) errichtet, und der Vater giebt eine kleine Kollation.

Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor sich. Der Bräutigam reitet sam Abend vor dem Hochzeitstage durch die Strassen, und eine große Schaar junger Leute folgt hinter ihm her. Am Tage der Hochzeit wird dieser Aufzug wiederholt, und die Braut ist in dem Gefolge. Sie sitzt auf einem Maulthier in einem viereckigen Käfig, der mit feiner weißen Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeug, *nürnberger* Spiegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Eine Anzahl von jungen Mannspersonen stellt sich gegen den Bräutigam, und schießt mit bloßer Pulverladung. Kommt ihnen ein Jude in den Weg, so nehmen sie ihm seine Mütze weg, und schießen so lange darnach, als ein Stück daran ist.

Der Bräutigam reitet auf einem schönen Pferde, und hat einen blauen Mantel über die *Haik*, (ein langes weisses wollenes Stück Zeug, das vom Kopf nach der linken Schulter herabhängt) und einen Turban auf dem Kopf. Ueber seine rechte Schulter hängt in einem breiten Bande ein grosser Säbel.

Wenn er vornehm thun will, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bei andern Gelegenheiten, bei den Mauren ein Zeichen des Stolzes ist, und wenn sie oft nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, so halten sie alsdann den *Haik* vor den Mund.

Ein Miethling geht vor dem Zug her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die unmittelbar auf den Bräutigam folgende Musik, besteht aus drei Hautboisten und ebenso viel Trommelschlägern. Hinter diesen geht eine grosse Anzahl von Mauren mit

spanischen Schritten. Das ganze Gefolge schliessen Negerinnen, die den *Kuskus* (eine Art von Grütze) und die übrigen Gerichte auf dem Kopfe tragen, womit die Hochzeitgäste bewirthet werden.

Die Frauenzimmer speisen, so wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, allein, und kommen den Mannspersonen nie zu Gesichte.

Nach der noch am Tage geendigten Mahlzeit, wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Nach *Lempriere*, wenn das Brautpaar von Stande ist, findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster, hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen, mit den Händen vor den Augen. —

Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien *Abduln*, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird

das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlorenen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eineheilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmahl zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstossen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und al-

les, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber *Mulei Abd Allah* einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Maul- eseln binden, und sie so lange auf den Straßen herumschleifen liefs, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt vier rechtmässige Eheweiber zu nehmen. Kann er aufer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen

Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da weggeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshändeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derselben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er ist sicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur ansehen werde, da Frauenzimmer ihr Gesicht weder selbst entblößen, noch Männer ein solches an denselben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu besuchen, wo der Mann abwesend ist, so darf er gar nicht fürchten, selbst bei dessen unvermutheten Rückkehr entdeckt zu werden; denn, wenn

der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen sind. —

Die Neger in

S e n e g a m b i e n

verloben sich gewöhnlich mit Mädchen, ehe diese in einem Alter sind, wo sie heirathen können. Doch geschieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das festgesetzte Leibgeding oder die Morgengabe übergiebt. Auch der König oder der oberste Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, worin sie zur Heirath fähig ist, so geht

der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondscheine, Abends in das Haus seiner Braut, und entführt sie mit Gewalt; die Braut sträubt sich, und schreit aus allen Kräften. Auf ihr Geschrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zusammen, ihr Hülfe zu leisten. Die jungen Männer stellen sich, als ob sie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumph in sein Haus.

Hier bleibt sie eine Zeitlang versteckt. -- Einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf das eine Auge bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Fall der Wittwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bei den Wittwen sehr gewöhnlich.

Moore versichert, die Aeltern verspre-

chen ihre Töchter oft, sobald sie geboren sind, und dann können sie den Vertrag nimmermehr brechen; eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Manne ohne Erlaubniß des erstern überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung nach Hause; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Aeltern derselben zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolannüsse erlegen.

Bei dieser Heimholung stellt der Mann eine Gasterei an, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit schmausen können.

Die Frau wird aus dem Hause ihrer Aeltern von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen

die Gäste, rühren die Trommel und feuern Flinten ab.

Nach *Labats* Berichte, wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerst an ihre Aeltern, um die Einwilligung zu erhalten, und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Verwandten. Weil sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald der Liebhaber zu einem Geschenk an die Aeltern oder Verwandte geneigt ist, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein besteht.

Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz und dem ganzen Hauswesen zu sehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen. Wenn derselbe

seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ißt sie die ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt *le Maire*, besteht höchstens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehen sie ohne weitere Zeremonie zu Bette.

Wenn die Braut sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt, (Jungfrauen giebt es aber hier selten): so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die *Quirioten* einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit bewahret

habe, so ist der Vater auf sein Verlangen verbunden, sie zurück zu nehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Diefes geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeschickte Mädchen wird jedoch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleichwohl nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferinn werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, dafs sie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder *Marbuten* geht, der sie unter allerlei Zeremonien ein wenig Band verschlucken läfst, und ihnen dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weisses

Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Mann verstossen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem *Gambia* sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt ist, so viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, so genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau, und ist beständig um ihren Mann. Die Engländer nannten sie die *Handfrau*. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäfte überhoben, welchen sich die übrigen unterziehen müssen. Doch darf sie nicht mit

dem Manne, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übrigen, die nur bloße Beischläferinnen sind, und gegen welche er keine eheliche Neigung bezeugt.

Sehr merkwürdig ist es, daß sich die Weiber nie unter einander veruneinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung, und ist zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien, und legen die Hand auf seinen Schenkel. —

Bei den Negern auf

Sierraleona

versöhnt Weiberliebe alle zwischen Familien, ja selbst zwischen ganzen Stämmen

geherrschte Feindschaft, oder knüpft aus andern Gründen das engste Band der Freundschaft. So sieht man oft nach den blutigsten Kriegen zwischen verschiedenen Völkern Friede und Eintracht zurückkehren, nachdem die Oberhäupter durch wechselseitigen Tausch ihrer Töchter, die Grundlage zu den engsten Verbindungen gelegt haben. Eben dieß geschieht bei Familien und Privatpersonen.

Um Familien mit einander zu vereinigen, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den *Susiern* aber bleibt das Mädchen unter der Aufsicht seiner Mutter, bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat; dieses wird mehr nach dem Körperbau als nach den Jahren bestimmt.

Am Tage der Hochzeit stellt der Bräutigam in eine gewisse Entfernung mit Geträn-

ken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandschaft zu vereinigen; der ganze Tross bezeugt seine Freude durch Schiessen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begiebt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubte er an ihrer Keuschheit

heit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dieß ihre Verwandten erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Strassen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurück zu schicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den *Bullamern*, *Bagoern* und *Timaneiern* ist es Sitte, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt, und sie an seiner Seite erzieht. Er muß nach seinem Vermögen den Alten ein Geschenk machen, welches man unter denselben *Wein für dasselbe abziehen* heißt.

Sollte aber dem Mädchen vor der Heirath übel begegnet werden, so haben die Aeltern das Recht, es zurück zu nehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurückgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht, sie zurück zu schicken, ohne dass er das Geschenk zurückfordern darf.

Bei diesen Völkern stehet die Keuschheit des schönen Geschlechts nur vor der Hochzeit in einem hohen Werthe. Die Weiber achten sie nicht sehr.

Er herrscht unter ihnen so gar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Tone gehört, und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine grosse Unhöflichkeit, ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weiss, dass auf seine Begünstigung eine grosse Strafe gesetzt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum modi-

schen Geschmack, daß der gute Name eines Weibes bei der Ueberführung gar nicht darunter leidet.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder *Cicisbeo*, den sie *Gangih Kanih* nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin giebt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein großes Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine große Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. — *Tout comme chez nous!*

Nach *Des Marchais* sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und giebt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht es zu leugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen, und für ehrlos gehalten.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Zeremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Aeltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein *Fetischier* geholt, um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu seyn; der Bräu-

tigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Zeremonie beschenken die Aeltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger jungen Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. *Müller* sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander nicht berühren.

Es ist auf der *Goldküste* nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen

Hause der Braut zusammen und machen sich lustig.

Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Zeremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Aeltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen *Akki* (den sechzehnten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, aufser den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um

für groß und reich angesehen zu werden.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, außer zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heisst *Odufu*, die große Frau, und hat die Aufsicht im Hause. Die andere heisst die *Bossum*, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornämlich auf die *Bossum*; dieß sind meist sehr schöne Sklavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweiht haben. Sie schlafen bei denselben entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtag oder Sabbath. Dieß erhebt den Zustand der *Bossumsfrauen* über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die *grofse Frau* hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf *Akki's* Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die *grofse Frau* alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen, und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder

Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Laune die Frau aus, bei der er die Nacht zu bringen will. Diese begiebt sich in ihre Hütte, und hält ihre Begünstigung, zu Vermeidung aller Eifersucht, sehr geheim.

Mit noch geringern Kosten und Zeremonien sind die Verheirathungen zu *Fidah* begleitet, denn da ein reicher Neger hier einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, so würde er die Kosten zu weitläufigen Hochzeitfesten nicht aufbringen können. Auf der westlichen Küste von Afrika kaufen die Neger ihre Bräute oft um hohe Preise, und schicken sie zurück, wenn sie nicht mehr Jungfrauen sind; zu *Fidah* aber ist diess alles nicht Mode. Die Weiber sind hier nicht sehr fruchtbar; Mädchen, die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu *Fidah* Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Zeremonie zu ihrem Vater, und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Aeltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Pagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Aeltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Branntwein mit einander geleert haben, so kehren die Aeltern zurück, und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu *Fidah*, (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird,) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land, und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen — die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche *Tettauren*, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweihten die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Aeltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in

dem Schlangenhause den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Aeltern, und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweiht worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen.

Wenn sie mannbar sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder funfzehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehelichung mit der grossen Schlange vollzogen. Die Aeltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bei dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinsten Pagnes. Sie werden mit Zeremonien in den Tempel der grossen Schlange geführt; hier steigen bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine gewölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen, als Anwölde der grossen Schlange, befinden. Wenn sie darin sind,

tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder heraus gerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. —

Selbst die Klügeren der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl ganz andere Wesen seyn, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Empfehlung haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben.

Wenn sich diese Priesterinnen neben der großen Schlange noch einen andern Gemahl beizulegen belieben, so üben sie über solchen eine unumschränkte Herrschaft aus: ihre

Männer müssen eben so demüthig und in solchen knienden Stellungen mit ihnen reden, und ihnen aufwarten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden. Würde ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die er seiner geheiligten Gattin, sie mag immerhin die zügelloseste Metze seyn, schuldig ist, so würde er das Opfer der Rache aller ihrer Mitpriesterinnen werden, ohne sich gegen diese unverletzlichen Repräsentantinnen der höchsten Nationalgottheit im geringsten vertheidigen zu dürfen.

Dieser despotischen Vorrechte ungeachtet, fehlt es diesen *Betas*, (so heißen sie in der Sprache des Landes,) selten an Freiern, weil sie meistens sehr schön sind. Mangelt ihnen hingegen diese Eigenschaft, so verkaufen sie ihre Gunstbezeigungen so hoch als sie können.

Jene alte Priesterinnen oder Priorinnen

von Nonnenklöstern, sind weiter nichts als Kupplerinnen, welche die unter ihrer Aufsicht habenden Jungfrauen für Geld schänden lassen. Sie werden von den *Kaboschiren* bestochen, um ihnen diese Mädchen zur Wollust zu überliefern. Diese Novizen zu hintergehen gaben die Priesterinnen vor, in einer Unterredung mit der Schlange erfahren zu haben, wie angenehm es dieser Gottheit seyn würde, wenn sie dieser oder jener Mannsperson günstig wären. Hierauf lehren sie solche, durch mancherlei Gebärden und Stellungen die Wollust ihrer Liebhaber zu reizen, um den Preis ihrer Begünstigungen erhöhen zu können. Für alle diese Gefälligkeiten versprechen sie den Mädchen, im Lande der grossen Schlange reichlich belohnt zu werden.

Erkühnte sich eine in diese Mysterien eingeweihte Novize, etwas zu entdecken, so stünde ihr der gewisse Tod bevor, und

Nie-

Niemand würde es wider die Versicherung dieser Priesterzunft glauben, wenigstens es nicht öffentlich behaupten, daß sie ermordet wäre. —

Also auch schwarze Pfaffen in dem ungesitteten Afrika treiben scheußliche Werke der Finsterniß, schmieden egoistische Systeme zur Volksbetrügerei, lassen unschuldige Schlachtopfer unter ihrem würgenden Messer bluten! — —

Auch in *Kongo* und *Loango* werden die Heirathen ohne besondere Zeremonien vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied daß es in *Kongo* den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen, und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keinesweges zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu

proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In *Loango* hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur Strafe muß das liebende Paar vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keine Zeugen gerufen hatten. —

Bei den

H o t t e n t o t e n

übernehmen der Vater oder die nächsten Verwandten des Freiers, bei dem Vater oder den nächsten Verwandten des Mädchens, die Werbgeschäfte. Hat sich ein achtzehnjähriger Jüngling ein Mädchen ausersehen,

so besucht sein Vater mit ihm die Aeltern desselben. Der Jüngling beschäftigt sich, der Gesellschaft Taback zuzubereiten und anzubieten. Sie rauchen alle, und der um die Braut werbende Vater des Jünglings eröffnet nicht eher sein Anliegen, als bis der Rauch alle benebelt hat. Alsdann hält er um das Mädchen für seinen Sohn an. Der Vater entfernt sich hierauf aus der Gesellschaft, um seiner Frau den Antrag bekannt zu machen, und sich mit derselben zu berathschlagen; er kommt bald mit einer bestimmten und selten abschlägigen Antwort zurück, wenn anders die Tochter nicht schon versprochen ist.

Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie

aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Nun wird der Junggesell als Mann angesehen. Alle seine Verwandten und Freunde beiderlei Geschlechts begleiten ihn, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her und führen ihn so im Triumph nach der Wohnung der Braut, wo sie mit großer Freude aufgenommen werden. Der Ochs wird hier geschlachtet, alle beschmieren sich über und über mit dem Fette, und bestreuen sich mit einem röthlichen Pulver, welches sie aus einer wohlriechenden Wurzel bereiten, die *Buku* heißt; die Weiber aber bemahlen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalkstein.

Darauf geschieht die Verehelichung unter folgenden Zeremonien. Die Männer hocken in einem Kreise nieder, in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung befinden sich die Wei-

ber um die Braut, alle in derselben Attitüde.

Der Priester tritt nun zuerst in den Kreis der Männer, und weiht den Bräutigam mit seinem eigenen frischen Wasser ein; der Braut erweist er hierauf eben diese Ehre, und geht dann von einem zum andern der Hochzeitgäste so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft ist. Während dieser Einweihung sagt er kurze Seegenswünsche her, von ungefähr folgendem Inhalt: Lebet glücklich zusammen! Habt einen Sohn, ehe ein Jahr vorbei ist! Sey du ein guter Jäger, oder Krieger! u. s. w.

Eine Wittwe darf nicht ungestraft zum zweitenmal heirathen, sie muß sich ein Glied vom Finger abschneiden, und diese Verstümmelung vom kleinen Finger an so oft wiederholen, als sie eine neue Ehe anfängt. Wahrscheinlich beschränkt sich die

hottentottische Kenntniß der Jungfrauschaft
nur auf diese Zeichen.

Die Bewohner des Königreichs

A r r a k a n

sehen die Entjungferung eines Mädchens als
ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an.
Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom
verworfensten Pöbel, um diese für einen
Indier so beschwerliche Verrichtung zu
übernehmen. Nur dann, wenn ein Mäd-
chen sich rühmen kann, nicht mehr Jung-
fer zu seyn, darf es sich Hoffnung ma-
chen einen Mann zu bekommen; je mehr
Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betrei-
ben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre
Hand; und ist sie schwanger, oder hat
gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbar-
keit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz
die ehrenvollsten Vorzüge verbunden.

Jedoch scheint der König von *Arrakan* einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von *Sina*. Er läßt in dem ganzen Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön als man sie nur finden kann. Diese Mädchen werden in weissen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stunden den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab, und giebt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die gesündesten betrachtet, und haben das Glück, den König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in

N o r d a m e r i k a

einen galanten Besuch machen, nennen die Wilden, *sein Hölzchen anzünden*. Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abentheurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der

in den Augen des Mädchens ein Ascendant über ihn hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt. Dies zeugt von einem Geiste der Unabhängigkeit, den das amerikanische Frauenzimmer gegen die Männer blicken läßt. Sitten und Gebräuche sind indessen bei diesen Völkern sehr verschieden.

Gewöhnlich geschehen die ersten Schritte zu Verheirathungen durch Matronen. Sie werden unter den Verwandten der beiden Familien geschlossen, ohne auf die Einwilligung des jungen Paares Rücksicht zu nehmen. Viele versprechen ihre Kinder, besonders ihre Töchter, schon in der frühesten Kindheit, und verkaufen sie um eine gewisse Dienstzeit oder Geschenke. Die Mädchen sind indessen nicht sehr zum Ehestande geneigt, weil sie ohne solchen und ohne Nachtheil ihrer Ehre die Liebe genießen können, und durch die Zeremonie des Ehe-

stands ihre Lage nur verschlimmert sehen. Wenn man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zusammen laufen und sich auch wieder verlassen, so sind selbst die Hochzeitgebräuche symbolische Zeichen der Sklaverei. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen Amerika ein Halsband, das aus einem langen breiten ledernen Riemen besteht, einen Kessel und einen Holzstofs, um anzudeuten, daß sie verbunden ist, die Lasten des Hauses zu tragen, die Küche zu versehen und Holz anzuschaffen.

In einigen Gegenden gehört es zum weiblichen Wohlstand, im ersten Jahr in einer strengen Enthaltksamkeit zu leben, und man begegnet einem jungen Weibe verächtlich, die früher Zeichen ihrer Fruchtbarkeit würde blicken lassen.

Wenn ein junger Wilder in

K a n a d a

seine Wünsche auf den Besitz eines Mädchens gerichtet hat, so besucht er sie des Nachts in ihrer Hütte, vor deren Eingang weiter nichts als ein Fell hängt. Er zündet auf dem Heerd einen kleinen Spahn an, nähert sich mit diesem dem Bette seiner Geliebten, und zieht sie dreimal an der Nase. Diese Feierlichkeit muß wenigstens zwei Monat lang wiederholt werden, und während derselben geht alles in größter Ehrbarkeit ab. Kann ihn das Mädchen leiden, so sagt er es seinem Vater, und dieser besorgt nun die Werbgeschäfte. Er geht bei Nacht zum Vater oder zu den Anverwandten des Mädchens, weckt ihn auf, zündet seine Pfeife an, überreicht sie dem Vater des Mädchens, und spricht ihn um dieselbe für seinen Sohn an. Der Vater antwortet, er

wolle darüber mit seiner Familie sprechen. Willigt diese ein, so läßt der Vater des Bräutigams seiner Seits alle Verwandten zusammen kommen, und macht ihnen die Verheirathung seines Sohnes bekannt. Die Verwandten bringen mancherlei Bedürfnisse der Haushaltung in die Hütte.

Bei verschiedenen Nationen tritt das neue Paar auf eine Matte, und hält ein hölzernes Stäbchen, jedes an einem Ende in der Hand, zerbricht es endlich in so viele Stücken, als Zeugen da sind, denen es solche mittheilet. Darauf führt man die Neuvermählte wieder aus der Kabane, und junge Mädchen begleiten in feierlichem Zuge dieselbe nach ihres Vaters Hütte, wo sie so lange wohnt, bis sie Mutter wird. Alsdann führt der Mann sie erst in seine Hütte. Wollen sie sich scheiden, so werden die kleinen Stückchen von dem Stäb-

ehen , welche unter die Verwandten vertheilt worden, wieder in die Hütte gebracht, wo die Zeremonie vor sich gegangen ist, und daselbst in ihrer Gegenwart verbrannt.

In

P e n s i l v a n i e n

hängt es von der Willkühr eines jeden ab, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heirath vor dem Richter zu schliessen.

Wenn zwei Liebende enig sind, sich zu heirathen, und die Aeltern nicht einwilligen wollen, so ist kein anderes Mittel, diese Verweigerung zu vereiteln, als daß beide flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ih-

ren Nacken nehmen, und mit dieser Bürde beladen vor dem Richter erscheinen. Hier legt das Mädchen das freimüthige Bekenntniß ab, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ihre Heirath zu bestätigen. Dies verweigert derselbe nie, und das junge Paar tritt in die Rechte der Ehe, ohne daß die Aeltern zur Vernichtung etwas unternehmen dürfen. —

Ehe der Vater auf

T e r r a f i r m a

dem Bräutigam seine Tochter übergiebt, muß er, oder an seiner Stelle ein Verwandter, dieselbe sieben Nächte in seine engste Verwahrung nehmen, um dadurch zu beweisen, wie ungern er sie verliere. Darauf übergiebt er sie ihrem Manne. Alle Indianer des Orts werden zum Hochzeitfeste

eingeladen. Die Männer bringen Hacken und Beile zur Arbeit, und jedes Weib ein halbes Maas Maiz. Die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, und die Mädchen Wildpret und Eier. Niemand erscheint ohne ein solches hochzeitliches Geschenk. Ein jeder legt das seinige vor die Hochzeits-
hütte. Sind die Gäste alle versammelt, so gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Bräutigam empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer voll eingeschenkten Schaale starkes Getränks. Die Weiber, und dann auch die Knaben und Mädchen, folgen den Männern, und werden eben so bewillkommt.

Nun erscheinen die beiden Väter des Brautpaares vor der Versammlung. Der Bräutigamsvater hält eine lange Rede, und fängt unter den sonderbarsten Stellungen und Drehungen einen Tanz an; diesen setzt er so lange fort, bis er ganz ermüdet und völ-

lig athemlos ist. Darauf setzt er sich auf das Knie und übergiebt seinen Sohn der Braut, deren Vater in eben der Stellung sitzt und sie an der Hand hält.

Jetzt erhebt sich der Brautvater, und tanzt seiner Seits. Nach Endigung des Tanzes umarmt sich das Brautpaar, und die Ehe ist geschlossen. Alles läuft hierauf aus der Hütte; die Männer ergreifen ihre Hacken und Beile, und fangen an ein Stück Land zu bearbeiten, welches man den Neuvermählten angewiesen hat. Sie fällen die Bäume, harken und graben das Erdreich um. Die Weiber und Kinder säen Maiz oder anderes Getreide, nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte welche zur Wohnung für das neue Paar bestimmt wird. Wenn dasselbe in den Besitz gesetzt worden, so hängt der junge Mann, alle zum Geschenk erhaltene Geräthschaften in der Hütte auf. Man bereitet nun das

Chi-

Chicacopa, ein starkes Getränk, in großer Menge, und trinkt so lange, als etwas da ist. Dies Fest dauert gewöhnlich drei bis vier Tage. — Aehnliche Heirathsgebräuche herrschen in *Kumana*; der junge Mann schätzt es sich hier zur größten Ehre, wenn ein Priester die Brautnacht mit seiner jungen Frau feiert.

Wenn sich ein

Indianer in Guiana

bei den *Arowacken* und *Karaiben* verheirathen will, und mit dem Mädchen und seinen Aeltern einig ist, so versammeln sich die Blutsverwandte und Freunde; der Vater oder einer der nächsten Freunde ermahnt den Bräutigam, für seine Frau Sorge zu tragen; täglich auf die Fischerei und Jagd auszugehen; sein Fruchtfeld fleissig zu bear-

Feyer der Liebe, II. Th.

K

beiten, um die Haushaltung zu versorgen; und die Braut, ihrem Manne ehrerbietig zu begegnen, ihm getreu zu seyn, ihm jedesmal, wenn er zu Hause kommt, Speise und Trank vorzusetzen, und alles gehörig in Acht zu nehmen. Diese feierliche Rede wird mit Singen und Tanzen beschlossen, und der Bräutigam nimmt seine junge Frau, die öfters erst elf oder zwölf Jahr alt ist, mit in seine Hütte, um der Heirath sogleich das Siegel aufzudrücken.

Bei den *Guay-guines* und *Palencos* sind mehr Feierlichkeiten gebräuchlich. Diese lassen ihre Töchter, ehe sie verheirathet werden, vierzig Tage fasten, in der Voraussetzung, daß junge Mädchen, wenn sie in diesen gefährlichen Tagen sind, alles, was sie etwa anrühren, verderben, und daß derjenige, welcher seine Füße auf eine Stelle setzt, worauf das Mädchen ge-

gangen ist, geschwollene Beine bekomme. Um diesen und dergleichen Unheilen vorzubeugen!, und sie ihren Männern ganz rein zu übergeben, sperren sie das Mädchen ein, und reichen demselben während dieser Fastenzeit nicht mehr als drei Datteln von dem Palmietbaume, und drei Unzen *Kassave* mit einem Krüge Wasser zur täglichen Speise, so daß das Mädchen, wenn der Hochzeitstag kommt, eher einer Leiche, als einer reizenden Braut ähnlich ist.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit bringen sie damit zu, sich zu bemahlen, zu beschmieren, und zierlich mit Federn von verschiedenen schönen Farben zu bedecken. Daher es denn öfters fast Mittag wird, ehe die Braut vollkommen angeputzt ist. Indessen kommt doch der *Cacique*, oder Oberste des Dorfs, nach dem Orte, um seine Befehle, das Fest zu feiern, ergehen zu lassen. Ein Haufen von Tänzern, mit man-

cherlei Blumen, Federn und Federbüschen geschmückt, versammeln sich bei der Wohnung der Braut, und tanzen unter Flötenspiel und Trommeln um dieselbe herum, der Bräutigam mischt sich unter die tanzenden Reihen, und tanzt auf das beste mit. Während dieses Tanzes kommt die Braut zum Vorschein, von zwei alten hässlichen Indianerinnen geführt, welche abwechselnd und heulend in ihrer Sprache Lieder singen, wovon dasjenige, womit die erste anfängt, die Beschwerlichkeiten des Ehestandes und die Last des Hauswesens betrifft, wogegen aber die letzte das Vergnügen des Ehestandes besingt. Sie gehen im ganzen Dorfe herum, und wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, finden sie die Mahlzeit bereitet, welche aus allerlei Fischen und Wildpret besteht, hierbei wird tapfer getrunken, und das Fest mit Tänzen beschlossen.

In

O u i t o

werden diejenigen Mädchen am eifrigsten zu Ehevweibern gesucht, von denen man weiß, daß sie recht viele Liebhaber gehabt haben. Die Heirath geschieht ohne alle Zeremonie. Gefällt das Mädchen nicht, so schicken sie es ohne Umstände wieder fort, und beschweren sich beim Schwiegervater, daß er sie habe betrügen wollen, denn seine Tochter habe vorher keine Liebhaber gehabt.

Bei den

Heirathen der Sabbäer

geht es folgendermassen zu. Sie führen Braut und Bräutigam zur Kirche. Die Verwandten und Freunde begleiten sie. Nachdem der Geistliche sie unter Gebet und Seegen in sabbäischer Sprache angeredet hat, nimmt der nächste Verwandte des Bräutigams väterlicher Seite ihn auf die Schultern, und zwar so, als wenn er auf ihm ritte; eben dies thut der nächste Verwandte der Braut mütterlicher Seite mit ihr. Derjenige, welcher in Zukunft Priester zu werden denkt, nimmt auf gleiche Art den Priester auf die Schulter. Auf diese Weise tragen sie sie dreimal um die Kirche unter Gesang, Tanz und Musik auf Kupferplatten, die sie gegen einander schlagen; alle in der Kirche Anwesende stimmen in dieses feierliche Spiel.

Hierauf führen sie Braut und Bräutigam zu Hause. Beide sind in ihrer reichsten Kleidung, mit Blumenkronen auf dem Haupte geschmückt. Die drei ersten Tage und Nächte hindurch ist es dem Bräutigam durchaus nicht erlaubt, seine Braut oder eine andere Frauensperson zu besuchen.

Ihre hochzeitliche Lustbarkeit besteht vorzüglich im Tanze. Dieser ist sehr einfach, aber desto sonderbarer. Die Mannspersonen haben in ihren Händen zwei lange Säbel, den einen in der rechten, den andern in der linken; mit diesen laufen sie umher, und schwingen sie bald hoch in die Luft, bald lassen sie sie kreuzweise unter starkem Geklirre auf einander fallen. Dies geschieht unter dem Tanz, Gesang und Trompetenschall. Der Bräutigam eröffnet den Tanz und ihm folgen alle Anwesende, je zwei und zwei. Der Tanz der Weibspersonen

sonen, welcher in einem besondern Zimmer angestellt wird, ist von jenem in nichts weiter verschieden, als dafs sie kleine hölzerne Stäbe in ihren Händen tragen, zwei in jeder Hand, die sie auf eben die Art, wie jene die Säbel, zusammen schlagen. Die Braut fängt den Tanz an.

In derselbigen Nacht, ehe sie die Braut in das Haus des Bräutigams geleiten, waschen sie dieselbe äufserst sorgfältig mit warmen Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkisch roth färbt, und legen es in Wasser. Ist solches ganz durchwässert, so legen sie Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beide Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem grossen Pettschafte von hartem Holze, in welches Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; diese lassen nun ein Gepräge zurück, das niemals verlischt.

Doch lassen nicht immer alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stem-
 peln, sondern einige nehmen das Gepräge
 nur an einem oder dem andern Ort. Dar-
 auf ziehen sie die Braut sehr festlich an,
 und bedecken sie vom Kopf bis auf die
 Füße, und so bleibt sie in ihrem Hause
 drei Tage und Nächte bedeckt. Niemand be-
 kommt in dieser Zeit sie zu sehen, ausser
 ihre Hebamme, welche sie in sein Bette
 legt und ihr in allem zur Hand geht, was
 sie bedarf. Nach Verlauf dieser Zeit kom-
 men die Angehörigen des Bräutigams, und
 begleiten sie aus ihres Vaters Hause nach
 dem seinigen: unterwegs geht niemand mit,
 ausser ihre Bademutter. Im Hause des Bräu-
 tigams ist sie ebenfalls drei Tage und Nächte
 bedeckt.

Es wird nun für die Hochzeitgäste ein
 grosses Gastgebot angerichtet, welches in
 gekochten Schaafen besteht, die ganz gelas-

sen werden, in Reissuppe, nebst einem Gemengsel von gebratnem Fleisch und Reiss. Das wird auf einem großen Tisch ohne Füße und Gestell aufgetragen, und ohne Löffel und Messer auf der Erde verzehrt.

Die Marlacken.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte geniessen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf dem Kirchplatze zusammen kommen. Dies schöne Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andre kleine Freiheiten, die sich der kühne

Jüngling bei seiner Schöne ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich oft noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint.

Es ist so schändlich für eine Morlackin ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich den Armen ihrer Familie entreißt, und aus ihrem Vaterlande flieht. *Abbate Fortis* sah den barbarischen Auftritt in einer Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte, und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr

zum Zeichen der Schande das Haar abschneidet.

Es geschieht sehr oft unter den Morlacken, daß ein Mädchen von einem Jünglinge, der viele Meilen weit von ihr wohnt, zur Frau begehrt wird. Die Väter der Familien betreiben solche Heirathen, und suchen sich mit solchen zu verbinden, die unter ihren Vorfahren eine große Reihe tapferer Leute aufzählen können. Der Vater oder ein Verwandter, betreibt das Werbgeschäft, und läßt sich alle Mädchen des Hauses vorführen; ihre Auswahl wird meistens durch das Recht der Erstgeburt bestimmt.

Dieser Eheprokurator kehrt hierauf zu dem Heirathslustigen zurück, und holt denselben zum Beschaun des Mädchens herbei. Gefallen sich beide, so ist die Heirath geschlossen. Man bestimmt den Tag der Hochzeit. Der Bräutigam versammelt

an demselben die Angesehensten aus der Verwandtschaft, die bei dieser Feierlichkeit *Suati* genannt werden. Sie sind alle zu Pferde, und begeben sich in einem feierlichen Zuge, auf das beste geschmückt, und besonders ihre Hüte mit Pfauenfedern geziert, nach der Wohnung der Braut. Diese wird verschleiert und bekränzt, zwischen den *Suaten* zu Pferde nach der Kirche geführt. Nach vollendeter Kirchenzeremonie wird sie unter Abfeurung von Flinten und Pistolen, unter lermendem Zujauchzen und wildem Freudengeschrei in ihr väterliches oder in das Haus ihres Bräutigams zurück begleitet. Jeder von den *Suaten* hat sein besonderes Amt während dem Zuge und bei der Mahlzeit.

Das Mittagessen des ersten Tags wird zuweilen in dem Hause der Braut, meistens aber bei dem Bräutigam gehalten. Bei diesen Gastmahlen herrscht die ausschwei-

fendste Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Obst und Käse eröffnen die Tafel, und die Suppe macht den Beschluß.

Der Nachmittag wird mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach begleitet, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den *Suaten* führt die Braut zu Bette, und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der *Suate* und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den *Suaten* antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht

verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Diese Hochzeitfeste dauern drei, sechs, acht und mehrere Tage, nachdem die Familie, die sie anstellt, mehr oder weniger reich oder verschwenderisch ist. Die junge Hausfrau findet am meisten ihre Rechnung dabei, indem sie binnen dieser Zeit beträchtliche Geschenke gewinnt, die den Grund zu ihrem künftigen kleinen Eigenthum legen. Jeden Morgen bringt sie den Gästen Wasser zum Handwaschen, wobei ein jeder ein Stück Geld in das Waschbecken werfen muß.

Auch erlaubt die Gewohnheit einer solchen neuvermählten Frau, die *Suaten* auf verschiedene Art zu necken, ihnen ihre Opanken (Schuhe), ihre Mützen und Messer und andere dergleichen Dinge zu verstecken, welche sie alsdann mit einer Geld-

summe, die von der Gesellschaft bestimmt wird, wieder auslösen müssen.

Neben diesen theils freiwilligen, theils abgedrungenen Kontributionen, muß ein jeder von ihnen, nach eingeführtem Gebrauche, der Braut ein Geschenk machen, das sie von ihrer Seite am letzten Tage mit einigen kleinen Geschenken, die aus Hemden, Brusttüchern, Halsbinden, Mützen und andern dergleichen Kleinigkeiten bestehen, erwiedert.

Die Hochzeitgebräuche sind sich durch die ganze *Morlachei*, kleine Besonderheiten abgerechnet, einander ziemlich ähnlich. In dem Dorfe *Novaglio*, auf der Insel *Pagus*, herrscht z. B. der Gebrauch, daß die Aeltern in dem Augenblick, da sie ihre Tochter dem Bräutigam übergeben, nicht unterlassen, ihm zugleich alle schlimmen Eigenschaften seiner jungen Frau mit weitläufigen

tigen Karrikaturgemälden zu schildern. Z. B. „Weil du sie durchaus haben willst, so wisse, daß sie eine nichtswürdige Kreatur ist, hartnäckig, eigensinnig, u. s. w. Hierauf kehrt sich der Bräutigam mit einer unwilligen Miene gegen die Braut: „O wenn du so bist, sagt er zu ihr, so werd' ich dir den Kopf schon zurecht zu setzen wissen,“ giebt ihr dabei das Zeichen zu einer derben Mauschelle, tritt mit geballter Faust auf sie zu, oder erweist ihr andere Zärtlichkeiten dieser Art.

Die hochzeitlichen Feierlichkeiten bei den

Wallachen

in der Moldau, nehmen mit Gastereien in den beiderseitigen Wohnungen der Verlobten ihren Anfang, wozu die Gäste mancherlei Lebensmittel mitbringen. Bei dem

Feyer der Liebe II Th. L

dritten Gastgebot am Sonnabend, (das erste ist am Donnerstag,) überschickt der Bräutigam seiner Braut durch einen seiner Verwandten, in Begleitung von Musik, verschiedene Geschenke, worunter sich ein Paar schön genähte und mit Perlen besetzte Weiberhosen befinden. Der Bräutigam selbst überbringt seinem Beistande oder Gevatter unter dem Schall einer andern Musik einen neuen Teppich nebst ein Paar Luchs- oder andern Pelzen zum Geschenk, und beide kehren wohl bezechet in das väterliche Haus des Bräutigams zurück.

Des Tages darauf, am Sonntage, während von schön geschmückten Mädchen, in dem untern Hofe vor des Bräutigams Wohnung, der gewöhnliche Reihentanz mit sittsamen Anstand beginnt, holt der Bräutigam seinen *Naschut* oder Gevatter wieder ab, und reitet unter Musik, von guten Freunden und einem Haufen von *Seimenier* oder rothen Sol-

daten umgeben, nach der Behausung der Braut. Hier erwartet er im Hofe die *Brautgevatte*rin; sobald diese ankömmt, verfügt sie sich zu der Braut, und führt solche verschleiert in den Hof hinab. Ein Zuber voll Wasser wird vor den Füßen des Pferdes, auf welchem der Bräutigam sitzt, ausgegossen, worauf dieser sogleich absteigt.

Beide, Bräutigam und Braut, begeben sich nun, von ihren *Beiständen* oder sogenannten *Gevattersleuten*, geführt, in den Saal, knien vor dem Priester nieder, und sprechen demselben das Hochzeitgebet nach. Ist dieses geschehen, so nimmt die Braut, unter Vergießung vieler Thränen, von ihren Aeltern Abschied. Man setzt sich hierauf in Wagen, die *Gevatterin* ergreift ein volles Glas Wein, und gießt solches auf die Erde, zerbricht eine Bretzel, und wirft das eine Stück zum rechten, das andere zum

linken Schlage der sechsspännigen Kutsche heraus. Hiermit eröffnet sie den Zug über die mit Blumen und Zweigen bestreute Strafe nach der Kirche, wo die Trauung nach griechischem Ritual mit vielen Zeremonien geschieht.

Diese Zeremonien bestehen darin, daß sie unter vielen, für eine jede Handlung besonders bestimmten Gebeten, worunter auch das Evangelium von der Hochzeit zu *Kana* begriffen ist, die Ringe dreimal wechseln. Sie legen die Hände kreuzweis in einander, setzen eiserne Kronen auf, und thun dem trauenden Priester aus einem Becher einigemal Bescheid. Auch empfangen sie von demselben ein in Honig eingetauchtes Stück Brod, nach welchem er sie zum Spafs einigemal schnappen läßt. Hierauf werden sie von dem Priester und seinen Ministranten, die einen Freudengesang anstimmen, und von ihren Beiständen, um das

Pult, worauf das Liturgiebuch liegt, mit brennenden Kerzen in der Hand und mit tanzenden Schritten herangeführt. Zum Beschluß wirft das Brautpaar etwas Geld, oder wenn es arm ist, Nüsse und Kastanien unter die Zuschauer in der Kirche.

Nach vollendeter Trauung wird im Hause der Braut ein hochzeitliches Mahl gegeben, wobei aber das Brautpaar nicht erscheinen darf, sondern es muß von einander abgesondert, und zwar die Braut immer verhüllt und von dem Bräutigam ungesehen, in einem besondern Zimmer speisen.

Sulzer bemerkt, daß diese Gewohnheit, so wie jene, nach welcher die Mädchen von jeder Mannsperson, selbst die Braut von ihrem Bräutigam, bis nach vollbrachtem Beilager ungesehen bleiben mußten, unter den vornehmen Wallachen altmodisch zu werden anfängt, seitdem der heutige Fürst

in der Wallachei seine Tochter mit Fränkischer Freiheit, wie sie es nennen, erzogen und verehlicht hat. Es wird jedoch noch von vielen Bojaren dieses alte wallachische Herkommen in Ehren gehalten und pünktlich befolgt.

In *Siebenbürgen* sind sie noch so streng, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten und Getrauten bewirthet die Seinigen bei sich in seinem eigenen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam zugeführt und beigelegt worden, versammeln sich die beiderseitigen Gäste an einer Tafel, in des Bräutigams Behausung. Auf diese Tafel, bei welcher die junge Frau zum erstenmal ohne Schleier erscheint, wird unter gemeinen Leuten so-

wohl im *Cis-* als *Transalpinischen* Dacien, eine Schüssel gesetzt, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bei den Adlichen pflegen die beiderseitigen Schwiegerältern in der Wallachei an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein zu speisen, und während der Mahlzeit läßt der Vater der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Diensten unter der Schalle der Trompeten und anderer Instrumente, seinem neuen Eidam den Hausrath feierlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmt hat. Dieser Gebrauch ist aber nicht mehr so allgemein, als vorhin; darin bleibt man jedoch der alten Sitte getreu, daß die Hochzeitschmausereien wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweiten Donnerstage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahle in dem väterlichen

Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater oder die Mutter im Vermögen hat, so empfängt nach dieser Mahlzeit der Schwiegersohn ein gesatteltes Pferd, die Tochter aber einen sechsspännigen Staatswagen zum Geschenk, worin sie in feierlichem Zuge heimgeführt wird.

Während der junge Mann beschäftigt ist, seiner neuen Bettgenossin den Gürtel zu lösen, machen, nach *Raicewichs* Bemerkung, die Verwandten der Braut Jagd auf die jungen Brüder und nächsten Blutsfreunde des Bräutigams, um an ihnen, wie sie vorgeben, das Vergeltungsrecht auszuüben, und die schmerzhaftes Gardinenscene des jungen Mädchens zu rächen.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet.

Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen, verbirgt der Mann, besonders vor seinen Schwiegerältern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Töchter besuchen, welche Reise der *grofse Weg* genannt wird, weil auf demselben den Aeltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt.

Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassendste Freude, sondern die Aeltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, so erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd, mit den ehrenvollen Urkunden der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er

nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht.

Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so versammelt er am andern Tage alle seine Verwandte, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Aeltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Aeltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen ihre darauf gesetzte Tochter als eine H— nach Hause zu ziehen. Dieses darf niemand auf der Strafe oder unterwegs verhindern, und wenn sich jemand unterstünde, die Aeltern davon los

zu machen, so würde er, aufser einer Tracht derben Prügel, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Gesetze und Landesgebräuche bestraft werden. Der beleidigte Mann behält die ganze Mitgabe, und wenn er Kosten auf die Hochzeit verwendet hat, so bekommt er sie von den Aeltern seiner zurückgeschickten Braut auf Befehl des Richters zurück.

Um dieser Schande nicht ausgesetzt zu seyn, halten die Vornehmen ihre Töchter in der strengsten Eingeschlossenheit, lassen sie nicht einmal die Kirche besuchen, und erlauben selbst den Bräuten nicht, sich vor ihren Freiern zu entschleiern, oder nur mit ihnen zu sprechen. *Sulzer* bemerkt, dafs dieser letztere Umstand, bei den Wallachen so wie bei den Slaven, deswegen eingeführt ist, damit die hässlichen Gesichter nicht ohne Männer bleiben möchten. Daher geschieht es denn nicht selten, dafs mancher

Bräutigam, in der süßen Erwartung, eine schöne Rahel zu umarmen, vor einer trief-
 äugigen Lea zurückfährt.

Hat sich aber dennoch ein wallachisches
 Fräulein, bei aller Einsperrung, gewisser
 Schwachheiten schuldig gemacht, so suchen
 sie den jungen Mann durch einen reichen
 Brautschatz an Dörfern und Gelde zu ent-
 schädigen; will er sich aber durchaus nicht
 befriedigen lassen, so nehmen sie die Toch-
 ter wieder zu sich, und erlauben ihm eine
 andere zu heirathen.

Ein Jahr nach der Hochzeit versammeln
 sich alle Verwandten, den Jahrestag der
 Trauung zu feiern. Es werden nun auch
 jene Angriffe auf die Verwandten des Man-
 nes erneuert, die man in der Brautnacht
 versuchte, jedoch mit der Nachgiebigkeit,
 daß es den Jünglingen freisteht, mit Weine
 sich los zu kaufen.

Wenn ein

S e r b e

aus der Gegend von Kamenz in der Oberlausitz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will, und mit seinem Brautwerber (*Druschba*) und Begleitern angezogen kommt, so läßt er den Richter des Dorfs fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt sey herein zu kommen, worauf er die Antwort erhält: wenn sie ehrliche und brave Leute sind, so mögen sie in Gottes Namen kommen, aber nur der alten Weiber und jungen Kinder schonen. Dies scheint sich auf die Gewohnheit Bräute zu rauben, zu beziehen.

Die Serbischen Jünglinge haben noch jene mitternächtliche Freiheit bei ihren Bräuten, *Frejot* genannt, die bei den Schwarzwäldern und Hochschottländern Kommnächte, Probenächte, in der Schweiz der

Kilpgang, in Franken das *Fenstergehen*, in Böhmen *Bettelnächte*, und in Sibirien das *Busenrecht* heißen.

Sonntags vor der Hochzeit schicken die geladenen Gäste Flaschen voll Käse zu den Kuchen, und eine mit Butter hoch aufgethürmte Butterbüchse. In der Gegend von Kamenz senden diejenigen, welche bei der Verlobung gegenwärtig waren, nach dem ersten Aufgebot Gänse, und die Weiber, welche zur Hochzeit kommen, bringen Butter und Käse mit.

Die Einladung geschieht zu Pferde; der Bräutigam hat einen Degen, auch oft Pistolen.

In der Gegend von Kamenz versammeln sich die Dirnen um Abend vor dem Hochzeitstage bei der Braut, und singen ein Brautlied, das noch Spuren von dem alten Beklagen der Jungfrauschaft zu tragen scheint.

Am Hochzeitstage versammeln sich die

Fretunde des Bräutigams bei demselben, und begleiten ihn unter Musik zur Braut. Alle erscheinen im feierlichen Gewande.

Die Braut trägt auf dem Kopfe eine schwarz sammetne nach oben zugespitzte Mütze, die oben offen ist, hinten einen runden Absatz hat, der *Borta* genannt wird. Diesen umgiebt ein messingener Reifen, woran Sternchen von eben diesem Metall hängen. Auf der Spitze der *Borda* sitzt der Kranz von grüner und rother Seide. Um den Hals trägt sie Korallen, darüber hängen an einer Schnur eine oder zwei Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler mit Oehrchen, herunter. Ihre Arme sind mit einem Band umwunden, damit sie, die *Ungewisse* *), nicht entfliehen oder leicht geraubt werden könne. Um den Leib haben sie einen Gürtel oder Band. Jetzt tragen

*) So heist die Braut noch bei den meisten Slavischen Stämmen.

sie ordentliche Strümpfe und in den Schuhen Schnallen, doch an vielen Orten zeichnen sie sich noch, wie ehemals, durch rothe oder weisse gewickelte, oder in Falten oder Rollen gelegte Strümpfe und gebundene Schuhe aus.

Der Braut wird eine Matrone zur Aufsicht gegeben, die *jslonka*, und bei den Deutschen in Meissen und der Lausitz, *Salzmeste* heisst.

Mit vielem Gepränge und unter Musik beginnt nun der Zug nach der Kirche. Man singt dabei:

*Wir führen sie, wir führen sie,
Wir haben sie, wir haben sie,
Und geben sie sonst niemand! *)*

Die

*) *Wedzemy ju, wedzemy ju,
Mamy ju, a mamy ju,
Et nikomu je hewek ujedami.*

Man sieht hieraus, dass die Braut ehemals mit Gewalt genommen, und gegen Räuber vertheidigt werden musste.

Die Salzreste nimmt zerschnittene Kuchen mit in die Kirche, und wirft sie beim Heimgange unter die Leute. Ihre Gastgebote gränzen an Ueberfluß und Verschwendung. Die *šlonka* bedient die Braut, und bringt ihr von jedem Gerichte den ersten Bissen in den Mund. Die Braut steckt über Tische ein Stückchen Brod ein, das sie sorgfältig aufhebt, und welches nie schimmeln oder verderben, sondern zu vielen Dingen gut seyn soll *). Die Hochzeitgeschenke werden, wie bei den übrigen Slaven, mit vielen Zeremonien überreicht.

*) Mit dem Brod zeigt sich bei der schon vorhin angeführten Sitte ein ehrwürdiger Gebrauch. Es hat wahrscheinlich, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses, hierzu Anlaß gegeben. Bei der Trauung der Wallachen werden sie vom Priester mit einem in Honig getauchten Brod gespeiset. Die Kassubischen Brautleute beißen aus einem Brodte ein Stückchen aus, und heben dasselbe auf.

In der Gegend von Budissin schenkt die Braut, wenn sie in ihre Wohnung kommt, der zuerst ihr begegnenden Person ein Brod. In manchen Orten läßt sie alle Zuschauer aus einem Milchgefäße Bier trinken. Den Tag nach der Hochzeit muß sie sogleich die beim Hochzeitmahl gebrauchten Tücher waschen. —

Unter den übrigen europäischen National-Feierlichkeiten bei Hochzeiten (die sich einander ziemlich ähnlich sind) verdienen noch einige Eigenheiten der

H o l l ä n d e r

bemerkt zu werden. Ueberhaupt wird bei diesen ein ungezwungener Umgang zwischen jungen Leuten beider Geschlechter, besonders in den niedern Ständen, so sehr als Würze, wo nicht als Bedürfnis des Lebens

betrachtet, daß gewiß zwei Drittheil aller Bürger- und Bauermädchen ihre bestimmten Liebhaber besitzen, von denen sie spät oder früh, nachdem es die Umstände erlauben, gehehlicht werden. Oft dauern solche Verbindungen zehen und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde.

In verschiedenen Gegenden giebt es ganz besondere Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In *Nordholland* z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefast sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehre sey? thun hierauf ihrer Schönen eine scherzhafte Liebeserklärung, oder schützen sonst einen Vorwand ihres Besuchs vor, und finden ihn auf alle Fälle in der Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen. Gefällt der

junge Mann, ist das Mädchen etwa gar schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen; so öffnet sich die Thüre, andere Paare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beim Anbruch des Tages bringt jeder Liebhaber sein Mädchen nach Hause; denn in Nordholland ist nicht Hesper, sondern der Morgenstern, der Stern der Liebe. Auf der Insel *Texel* heisst daher dieser Gebrauch auch *Krieken*, d. i. Grauen des Tags, oder Morgendämmerung; weil dieses eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Aeltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen, sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Parthien gezogen würden, und keine nächtliche Besuche erhielten.

In dem Nordholländischen Dorfe *Schaagen* herrscht eine andere hierher gehörige

Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem Schaagenschen *Mädchenmarkt* gegeben hat. Hier pflegen sich nämlich um die Kirchmefszeit*) die Mädchen in ihrem schönsten Putze zu zeigen, und die Spatziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegendsten, zu besuchen, um einen Kirmefsburschen zu fesseln. Die jungen Mannsleute benutzen diese willkommne Gelegenheit, begeben sich auch zu diesen Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bei der sie, den ganzen Jahrmarkt über, den Liebhaber spielen, sie in allem frei halten, und nicht eher von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andere ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden der Republik, andere

*) Mit den Kirchmessen sind in den Niederlanden die Jahrmärkte verbunden, daher heift Kirchmefs überhaupt so viel als Jahrmarkt.

aber sind, ihrer misslichen Folgen wegen, durch strenge Verbote abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das *Queesten*, welches ehemals auf der Insel Vlieland, dem Helder, und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nämlich die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen, daß man hier *queesten* könne. Das *Queesten* selbst geschahe auf folgende Weise. Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit einem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte Anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleien, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur

zwischen die wollene und Kattundecke, so
dass sich allezeit eine Decke zwischen ihm
und dem Mädchen befand. Der Texelsche
Kroniker sagt, dass bei solcher zärtlichen
Liebesbewerbung Zucht und Ehrbarkeit
allezeit Wache gehalten hätten.

Dergleichen Begünstigungen finden aber
bei der gebildeteren Klasse nicht statt. Will
ein junger Mann die Erlaubniß erhalten,
ein Frauenzimmer in ihrer Wohnung zu
besuchen, so muß er ernsthafte Absichten
haben, solche den Aeltern und Vormündern
entdecken, und sie in sein Interesse ziehen.
Darf er sein Mädchen einmal öffentlich be-
suchen, so ist dies ein sicheres Zeichen ei-
ner bevorstehenden Ehe. Bekanntlich hal-
ten die Niederländer die Ehe für nichts
weiter als einen feierlichen bürgerlichen
Vertrag, bei dessen Schließung die Geistlich-
keit eigentlich nichts zu thun hat, und wo-

bei die Prokuratoren weit mehr als die Beichtväter zu Rathe gezogen werden.

Sobald die interessirten Parteien übereingekommen sind, wird der Verlobungstag festgesetzt. Der Bräutigam begiebt sich an solchem mit seinem Vater, und die Braut mit ihrer Mutter, oder ein Paar andern Zeugen, auf das Rathhaus, wenn die Verlobung aber auf dem Lande geschieht, zum Amtmann oder Gerichtsactuar des Dorfes. Hier werden die Kontrahenten gefragt, ob sie einander zu heirathen Willens sind? und ihre Erklärungen niedergeschrieben. Gewöhnlich nennt man diese Handlung das Anzeichnen (*aantekenen*); in Amsterdam bezeichnet man sie unter dem Bürgerstand mit dem Ausdruck, *vor die rothe Thür gehen*; weil die Ehestandsrichter sich vor Zeiten in eine Kapelle, in der sogenannten alten Kirche versammelten, die eine rothe Thüre

hatte. Die älterliche Einwilligung wird nur dann unumgänglich zu dem Verlöbniß erfordert, wenn das Brautpaar noch nicht die Jahre der Mündigkeit erreicht hat, d. h. wenn das Mädchen noch unter dem zwanzigsten, und der Bräutigam noch unter dem fünf und zwanzigsten Jahre ist, außerdem aber nicht. Nach geschehener Anzeichnung lassen sich reformirte Brautleute drei Sonntage nach einander in der Kirche, andere Glaubensgenossen aber auf dem Rathhause aufbieten. In dieser Zeit schenkt man sich den Mahlschatz. Unter den gemeinen Klassen besteht solcher, wie in Deutschland, in einem goldnen Ringe, und bei den Vornehmern außerdem in allerhand Kostbarkeiten. Diesen Trauring tragen die Frauenzimmer an der linken, hernach aber an der rechten Hand, und zwar gemeiniglich am Daumen.

Die Tage zwischen dem Verlöbniß und

der Hochzeit werden durch kleine Feste und mancherlei Feierlichkeiten ausgefüllt. Angesehenen Leuten auf dem Lande errichten ihre Freunde Ehrenpforten, flechten ihnen Kränze, und hängen solche an ihren Thüren auf. Ist das Brautpaar im Verdacht, Amorsfreuden zu früh gekostet zu haben, so flicht man ihnen statt der Palmen Strohkränze, oder hängt ihnen auch wohl eine Strohpuppe über die Thüre, oder bestreut die Straßsen vor dem Hause mit gehacktem Stroh, u. dergl. Die Verlöbnißmahlzeit zeichnet sich durch Tafelstrenen aus, welches darin besteht, daß man die Tafel mit Blumen und allerhand gefärbten Sand künstlich bestreut.

Kurz vor der Hochzeit werden Freunde und Nachbarn auf die *Brautsthränen* geladen. Bei den Vornehmen bestehen solche in Rheinwein oder Pontak, welchen man mit Zucker, Zimmt und andern Gewürzen,

auf Art des *Hypokras*, bereitet. Bei dem gemeinen Volk nimmt man gewöhnlich rothen Wein mit Zucker dazu. In Amsterdam und andern Städten pflegt man mehrere Flaschen von diesen Brautsthränen mit vielem Gepränge an Freunde und Verwandte zu schicken, und für sich selbst einen beträchtlichen Vorrath davon aufzubewahren, um bei Geburtstagen und andern feierlichen Gelegenheiten Gebrauch davon zu machen.

Am Hochzeitstage selbst eilen die Freundinnen der Braut, sie anzukleiden. Die ganze Familie versammelt sich im Hochzeitshause, und das Brautpaar begiebt sich, wenn es von der herrschenden Religion ist, nach der Kirche, um sich trauen zu lassen. Gegenwärtig gehört es zum Modeton, diesen Akt in einer französischen oder englischen Kirche zu verrichten, und es trifft sich zuweilen, daß beide Brautleute kein Wort

von der fremden Sprache verstehen, in der die Trauungsformel gesprochen wird, so daß der Küster dem Brautpaar das entscheidende *oui* oder *yes* in die Ohren flüstern muß. Indessen können Trauung und Aufgebote bei den Reformirten eben so wohl, als bei andern Religionsverwandten, vor dem weltlichen Richter geschehen. In diesem Falle geht das Brautpaar nach dem Rathhause; die Heirathskommissarien ermahnen es zur Treue, Friede und Eintracht, stellen ihm ein Certifikat über den vollzogenen Vertrag aus, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende. Man begiebt sich nach Hause, begeht den Tag nach seinen Umständen, und erfüllt das göttliche Gebot: *seyd fruchtbar!* mit eben dem Eifer, als wenn es ein Priester durch seine Trauungsformel eingeschärft hätte.

Ehen, die nicht auf diese Weise vollzogen sind, werden für ungültig gehalten,

und als Konkubinat nach einer gewissen Taxe bestraft; ein monatlicher Konkubinat wird mit 100, ein zweimonatlicher mit 200, ein dreimonatlicher mit 7000 Gulden, und ein längerer mit willkürlicher Geldbusse und einer zehnjährigen Verbannung bestraft.

Was in andern Ländern der Klerus thut, geschieht hier von der weltlichen Obrigkeit; sie belegt den Eintritt in den Ehestand mit einer Abgabe. Ehe nämlich das Verlöbniß auf dem Rathhause vollzogen wird, legt man dem Brautpaar eine in verschiedene Klassen vertheilte Rechnungsliste vor, um sich selbst zu schätzen. Von dieser Vermögensangabe hängt zum Theil der Kredit der jungen Eheleute ab. Daher zeichnen sich gewöhnlich alle nur etwas wohlhabende in die erste oder zwölftausend Gulden Klasse, und zahlen für diese Ehre sechzig Gulden. So unpolitisch und

zweckwidrig diese Einrichtung ist, so hat sie doch nicht den geringsten Einfluß auf die Nation, und wenn die Menge der Ehen als ein Maafsstab der Sittlichkeit einer Nation angesehen werden kann, so sind die Niederländer noch immer die moralischste Nation unter den Europäern, da bei ihnen auf 64 Menschen jährlich eine Ehe kommt.

Die Feierlichkeit, womit die Niederländer das 25ste und 50ste Jahr nach ihrer Verbindung zu begehen pflegen, beweist, wie sehr sie eine glückliche Ehe zu schätzen wissen. Jenes nennen sie die silberne, und letzteres die goldne Hochzeit. Ehegenossen, die diese Periode erreichen, lassen sich aufs neue feierlich in der Kirche einsegnen, wobei gewöhnlich die ganze Nachkommenschaft gegenwärtig ist. Wohlhabenden Personen werden bei diesen Gelegenheiten Jubelmedaillen geschlagen, sie

selbst geben Mahlzeiten, woran nicht nur die ganze Familie, sondern auch alle Bekannten Theil nehmen. Für ein fühlendes Herz kann es kein reizenderes Fest geben, als bei einer solchen Jubelhochzeit eines greisen und noch muntern Paars, Kinder, Enkel und Urenkel das reinste Opfer der Liebe auf eine so mannichfaltige Art darbringen zu sehen. —

Unter den verschiedenen Religionskasten zeichnet sich das Eigenthümliche der

H e r r e n h u t e r

bei Hymens Feier vorzüglich aus. Bei uns ist die Heirath entweder eine Art von Handel, oder die Wahl der Empfindung, oder in höchst seltenen Fällen ein Geschäft der Vernunft. Bei den *Herrenhutern* ist die Heirath weder ein Werk des Geizes, der Liebe,

oder der Vernunft, sondern das Geschäft der — *Würfel*.

Wie bekannt, sind in allen Herrenhuterischen Anstalten die unverheiratheten Mädchen und Jünglinge von einander abgesondert. Aller Umgang ist den beiden Geschlechtern mit einander untersagt; sie sehen sich höchstens in der Kirche, oder im Vorübergehen einmal, und wenn der leidige Amor einmal durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings sich einen Weg in ihrer beiden Herzen zu eröffnen wufste, so macht dies das Ding auf keine Weise besser; die Gesetzgeber der Bruderschaft haben durch die strenge und genau befolgte Absonderung beider Geschlechter diesem Tausendkünstler eine so feste Barriere entgegen gesetzt, daß es ihm nur sehr selten gelungen ist, einen Schleichhandel von Liebe mit der herrenhuterischen Jugend zu treiben.

Ueber

Ueber die heirathslustige Jugend werfen die strengen Vorsteher das Loos, das einzige bei den Herrenhutern erlaubte, und gewiss das allergefährlichste Hazardspiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf seinen Wurf getroffen ist, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa seine Augen schon in der Kirche gewählt haben, als zu diesem Gottesurtheile nein zu sagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die sein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß aufhören Herrenhuter zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

„Abscheulich! abscheulich!“ werden hier die jungen Damen ausrufen; „also das Loos giebt einem Mädchen einen Mann, der etwa häßlich ist, wie die Nacht, oder der mürrisch, oder von einem schlechteren Stande ist, oder — (der Himmel weiß wie

viel Oder man hier herzählen könnte;) —
welch fürchterliches Unglück muß nicht
durch dieses unmenschliche Gesetz in allen
Ehen bei den Herrenhutern entstehen; da
müssen auch wohl die Ehescheidungen äus-
serst leicht zu erhalten seyn?“ —

Gerade der entgegen gesetzte Fall; die
Ehescheidungen sind äusserst schwer; nur
der Ehebruch und eine vollkommene Ab-
neigung, kann nach den Gesetzen der Brü-
dergemeinde eine Ehe scheiden! In allen
herrenhutischen Kirchenarchiven liegt nicht
eine Klage auf die Ehescheidung! Und Pro-
cesse dieser Art, welche unsere Richter täg-
lich beschäftigen, sind ganz etwas unerhör-
tes. — Bedarf man einen überzeugenderen
Beweis von glücklichen Ehen?

Dieses unbegreifliche Wunder löst sich,
sobald man einen Blick auf unsere und die
Lebensart der Herrenhuter wirft. Lebten
sie wie wir, unter den mannichfaltigen

Zerstreuungen, unter den tausendfachen Bedürfnissen des Mannes und des Weibes, die sich durchkreuzen, und den so vielfachen Verhältnissen, worin bei uns Mann und Weib gegen einander stehen, durch Luxus, Gesellschaft, Vergnügungen, Beschäftigungen, Kleidung, Kinderzucht u. s. w., so würde eine gute Ehe bei den Herrenhutern, die das Loos geschlossen hätte, ein noch weit seltneres Wunder seyn, als sie es bei uns ist. Der Herrenhuter, von Jugend auf zu dem einfachsten Leben, zur steten Arbeit gewöhnt, gewöhnt zum Gehorsam gegen die Befehle seines Obern, ohne darüber zu urtheilen, empfängt sein Weib, wie der alte Grieche, einen Befehl, den die pythische Priesterin auf ihrem heiligen Dreifuß aussprach. Sie zieht in sein Haus, und er hat, ohne im mindesten seine Beschäftigung, oder seine Lebensart deshalb zu ändern, ein Weib,

und durch das Weib die große Bequemlichkeit, sich nicht mehr dem langweiligen Zwange des Brüderhauses unterwerfen zu müssen. Seine Frau hat durch die Ehe ebenfalls eine Bequemlichkeit mehr erhalten, sich von dem Zwange des Schwesterhauses befreit zu sehen, ohne ebenfalls etwas anders in ihrer Lebensart geändert zu haben.

Mann und Frau stehen auf, trinken stumm oder unter wenigen Worten Kaffee, gehen an ihre Arbeit, essen Mittags, arbeiten bis Abends, essen dann und gehen schlafen. Woher sollen bei dem häuslichen, wortarmen, immer beschäftigten Herrenhuter, Ursachen zu Streitigkeiten kommen? Die Kinderzucht hat ihre bestimmten Regeln: Fleiß und Beten. Putz für Mann und Weib ist bestimmt, Gesellschaft ist wenig, und ohne alle mögliche Unordnungen, Ver-

gnügungen sind wie nach Klosterregeln abgezählt. —

Allein dies Leben, verdient es den Namen eines glücklichen? — Wo die süßen Ergießungen des Herzens nicht durch Feinheit, kleine Verlegenheiten, Selbstentschluss, gegenseitige Hülfe und gegenseitiges Verzeihen die Würze des Lebens sind; wo das Weib des Mannes nur bedarf, um Mutter zu werden, und der Mann des Weibes nur um seinen Namen fortzupflanzen, da kann unmöglich Glück wohnen. —

Zu gleicher Zeit aber führen diese unglücklosen Ehen der Herrenhuter auf die ernsthafte Bemerkung: wie glücklich könnten bei uns der grössere Theil unserer Ehen seyn, da bei uns Herz und Neigung, Ueberlegung und Vernunft freie Wahl haben, wenn wir nur einigermaßen zu einer simplen, natürlichen Lebensart zurückkehren wollten, von welcher uns Luxus, Eitel-

keit, und die Sucht in Kleinigkeiten zu glanzen, vertrieben haben; häusliches Leben würde die meisten Quellen des Elendes in den Ehen verstopfen, und die Liebe, welche unsere Ehen schließt, würde Leben und Freude, Fröhlichkeit und Wonne an der Seite des jungen Weibes in jede Hütte einführen. —

Die Feierlichkeiten bei der Verlobung und Trauung bei den Herrenhütern sind übrigens sehr einfach. Jene geschieht in Gegenwart der Aeltesten der Bruderschaft und der nächsten Verwandten, diese vor der ganzen Gemeinde. Man singt ein Paar Verse, der Prediger trägt einen biblischen Text vor, giebt ihnen hierauf die Hände zusammen, und spricht den Segen über sie. Hernach wird wieder gesungen. Alles übrige geschieht ohne Aufwand von Kosten und Prunk. Die nächsten Verwandten bewir-

then gewöhnlich das neue Paar mit einer frugalen Mahlzeit. —

Bei den Heirathen der heutigen

J u d e n

herrschen noch mancherlei sonderbare Gebräuche. Es wird vorzüglich darauf gesehen, die Trauung im Vollmond oder doch im zunehmenden Mond zu vollziehen, warum? läßt sich aus der weiblichen Physiologie leicht erklären *). Der Talmud bestimmt sogar die Heirathstage; es heißt darin: eine Jungfrau heirathet man am vierten (Mittwoch), eine Wittwe aber am fünften Tage in der Woche (Donnerstag); denn zweimal in der Woche sitzen die Richter in den Städten, nämlich den zweiten und fünften Tag, damit der Bräutigam, wenn

*) Nova luna purgat puellas.

er wegen der Jungfrauschaft etwas vorzubringen hätte, sogleich vor dieselben kommen könne. Mit einer Wittwe soll man am fünften Tage Hochzeit machen, damit man die übrigen drei Tage bis zum Sabbath fröhlich seyn könnte.

Heut zu Tage dauern die Hochzeitfeierlichkeiten gewöhnlich sieben Tage, während welcher Zeit der Bräutigam nichts arbeiten, auch nicht allein über Feld oder sonst ausgehen darf, damit ihn nicht der Teufel, wenn er ihn allein anträfe, Schaden thun könnte. Acht Tage vor der Kopulation gehen weder Braut noch Bräutigam aus dem Hause, sondern die Freunde derselben bleiben bei ihnen, und machen sich mit Essen, Trinken und Spielen lustig. Den Tag vor der Hochzeit wird die Braut in das so genannte kalte Bad geführt. Einige Weiber begleiten sie mit Musik dahin, damit Jedermann sehen möge, daß eine Braut dahin

geführt werde. An eben diesem Tage schicken Braut und Bräutigam einander einen Gürtel zu. Zuweilen schickt der Bräutigam der Braut gestickte Schuhe und Pantoffeln, diese aber jenem einen Tallis, ein Sterbekleid und eine leinwandene Mütze. Am Tage der Hochzeit versammeln sich die Weiber von der Familie bei der Braut, und schmücken sie auf das prächtigste. Ihr Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, denn 1 B. Mos. 2, 22. steht geschrieben, sagen die Rabbinen: *Er machte der Eva Haarlocken.* Bei diesem Flechten erfordert es der Wohlstand, daß sie sich sehr kläglich bezeige. Sie hängen ihr auch einen dünnen Schleier vor die Augen, nach dem Beispiel der *Rebecca*, von der es 1 B. Mos. 24, 65. heißt: *sie nahm den Mantel und verhüllte sich.* Nun erscheint der Bräutigam in seinen besten Sabbathskleidern vor der ausgeputzten Braut. An einigen Orten trägt er eine

schwarze Kappe während der Trauung auf dem Haupt, zum Zeichen seiner Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Einige Männer begleiten den Bräutigam, Weiber die Braut im feierlichen Zug nach der Synagoge. Die Trauung geschieht unter freiem Himmel, um anzuzeigen, daß sich dies neue Paar vermehren soll, wie die Sterne am Himmel. Der Brauthimmel, *Chuppah*, wird von vier Knaben getragen. Ein Chor Musikanten geht vorauf. Braut und Bräutigam treten mit einigen Männern und Weibern unter diesen Himmel, und die ganze Versammlung schreiet aus vollem Halse: *gelobet sey, der da kommt.* Die Braut wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, nach der Auslegung der Stelle: Jer. 31, 22. *Das Weib wird den Mann umgeben.* Hierauf führt sie der Bräutigam auch dreimal um den Himmel. Die zuschauenden Juden streuen Weizen und Korn auf sie, und ru-

fen dabei: *seyd fruchtbar und mehret euch.* Beide, die Braut zur rechten Seite, treten nun wieder unter den Himmel, das Gesicht nach Mittag gekehrt, nach der *talmudischen* Lehre: wer sein Bette zwischen Mittag und Mitternacht setzt, daß er das Gesicht gegen Mittag und die Füße gegen Mitternacht kehret, der bekommt viel Kinder. Hierauf nimmt der Rabbiner, oder wer sonst die Kopulation verrichtet, die Hände des Brautpaares, legt sie zusammen, und deckt über beide den Tallis, denn die *Ruth* sagte zu ihrem Vetter *Boas*: *Breite deinen Mantel über deine Magd*, *Ruth* 3, 19. Hierauf läßt sich der Rabbiner einen Becher mit Wein geben, und spricht dreimal den Segen darüber. Der Bräutigam steckt der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger und sagt: nach diesem Ring sollst du mit mir verheirathet seyn, nach dem Rechte Mosis und Israel. Einige andere Zeugen erscheinen, und der vorher

geschlossene Ehekontrakt wird laut vorgelesen. Der Rabbiner und einige andere trinken etwas von dem gesegneten Weine, und gießen das übrige auf die Erde. Nun trinkt auch der Bräutigam ein Glas Wein, und wirft das leere Glas gegen die Mauer des Tempels, an den daselbst befindlichen Stern. An einigen Orten wird das Glas, wenn die Braut eine Wittwe ist, an die Erde geworfen. Dies soll zur Erinnerung der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem geschehen. Eine Lüge ist, daß der Bräutigam, der jenen Stern mit seinem Wurf nicht trifft, die erste, oder gar die acht ersten Nächte bei seiner Braut nicht schlafen dürfe. Nach dem Wurf eilt der Bräutigam mit seiner Begleitung nach Hause, um früher als die Braut in die Thüre zu treten. Das Hochzeitmahl wird am Abend genossen. Der Braut wird zuerst eine Henne und ein Ei vorgesetzt, als eine Anspielung auf die

Fruchtbarkeit der Ehe. Der Bräutigam legt ihr davon vor. Nach dem Mahl bringen die Freunde des Bräutigams die Hochzeitgeschenke. Das Tanzen beginnt mit dem sogenannten *Mitzrehtanz*, oder dem *Gebots-tanz*; der vornehmste unter den Männern nimmt den Bräutigam bei der Hand, und tanzt mit ihm; die übrigen Männer folgen Paarweise nach. Die Weiber machen es eben so. —

An einigen Orten ist es üblich, daß sich am Verlöbnißstage, wenn die Heirathsverträge verfertigt und verlesen werden, eine Menge Jünglinge, mit neuen Töpfen in den Händen, in dem Zimmer versammeln. In dem Augenblick, daß der Ehevertrag verlesen worden, werfen sie solche auf einen Haufen, zum Zeichen, daß so wenig die Trümmer dieser Töpfe wieder ganz gemacht werden können, das Ehebündniß getrennt werden könne. Dieser Gebrauch

ist fast in ganz Deutschland unter dem Namen des *Polterabends* bekannt.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene bei der Feier der Verlobung und Hochzeit vorkommende Gegenstände zu finden.

Der Brautring.

Der Gebrauch des Rings verliert sich tief in den Zeiten des Alterthums. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten. Von Aegypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, worunter er

besonders von den Hetruskern zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren anfangs nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Charakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fingen bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu seyn. Und in dieser Bezie-

hung ist er ein so allgemein übliches Pfand
 der Verlobten geworden. Der Bräutigam
 gab seiner Geliebten einen Ring, als Sym-
 bol, daß ihre *getroffene Verabredung als*
unverbrüchlich, hiemit so gut wie untersie-
gelt sey. Diese Bedeutung hatte er bei den
 Griechen und Römern, wie bei den ältesten
 Hebräern und andern Völkern, deren die
 Geschichte gedenkt, so daß also der Ge-
 brauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe
 zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau
 gewordene Sitte war, als das Christenthum
 entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen
 Glaubens behielten den Ring nicht allein
 zum Unterpfande der Verlobung bei, wo-
 zu er vordem blos diente, sondern sie
 flochten ihn auch in die Feierlichkeiten des
 Altars mit ein, um die Verlobung nochmals
 vor den Augen der Gemeinde zu bestätigen.
 Die Brautringe wurden nämlich, als das öf-
 fentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor-
 dem

dem Priester, und zwar kurz vor der ehelichen Trauung geschah, von dem Geistlichen zuvörderst eingeseegnet, und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweihten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: *im Namen Gottes des Vaters;* hierauf zog er den Ring wieder ab, und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: *und des Sohnes;* dann brachte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: *und des heiligen Geistes.*

An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten. Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie *Isidorus* bemerkt, wissen will, daß dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger

zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten und vermieden. *Martene* bemerkt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischoff denselben, zum Zeichen einer vollkommenen Keuschheit, an der rechten trüge. In einem alten Meßbuch zu *Rennes* ward hingegen verordnet, der im Namen der heiligen Dreifaltigkeit gesegnete Ring sollte an den Finger der rechten Hand gesteckt werden.

So wie der Werkmeister des ersten Rings vergessen ist, eben so liegt das Andenken dessen, der den ersten

B r a u t k r a n z

gewunden hat, tief in dem Labyrinth der Vorzeit. Der Kranz überhaupt war ein Symbol von sehr mannichfaltigen Dingen

worunter die Bedeutung der *Unvergänglichkeit* und *Hoheit*, die älteste Idee der Völker gewesen zu seyn scheint. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst ihre *Gottheiten* bekränzt *). Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Kranzes, ist die des hebräischen Geschichtschreibers, *Mose*, da, wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverän von Aegypten durch

*) Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein. Apollo trug eine Krone von Lorbeern. Die Pandora wurde zuerst von den Grazien mit einer Krone geschmückt. Die Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, die Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren.

ein Diadem zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der *Ehre*, des *Glücks* und der *Freude* wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier, samt Priester und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze *), wenn sie im Felde den Feind besiegt, oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten, so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden am würdigsten besangen.

*) Die Athenienser führten die Bürgerkronen ein, und beschenkten den Perikles zuerst damit. Der reiche Crassus trug in seinem Triumph zuerst eine Lorbeerkrone, an der die Blätter von Silber, das übrige von Gold war.

Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, sondern sogar oft jeder Gast zwei- und dreifach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden, oder an der Brust herabhängen ließen *).

*) Den Ursprung der Bekränzungen des Hauptes schreibt man der Trunkenheit der Alten zu, welche die dadurch verursachten Kopfschmerzen zu lindern, oder ihnen vorzubeugen suchten, indem sie sich den Kopf banden. Anfangs bestand ein solches Band aus wollenem oder leinenem Zeug, nachher wurden sie mit Myrrthen, Rosen u. dgl. durchflochten, und man trug sie zur Zierde. Bacchus soll sich die erste Krone von Ephau aufgesetzt haben, und ward daher als doppelter Arzt gepriesen, nicht nur als Erfinder des Weins, sondern auch der

Liebende behingen bei nächtlichem Haren vor der Thür einer spröden Schöne ihre Pfosten mit Kränzen; Braut und Bräutigam trugen Kränze, als glückliches *Symbol* der *Vollendung*, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegtter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gott der Hochzeit, *Hymenäus*, zu Ehren. Wurde das neue Paar zum erstenmal Vater und Mutter, so wurden Kränze, zum Zeichen der Freude, an die Thüren des Hauses gehangen; bei einem Knaben war es ein Kranz von Oelzweigen, bei einem Mädchen ein Kranz von Linnen.

Nicht blos aber die heidnischen Völker der alten Welt, auch der *Hebräer* freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Lie-

Kunst, mit kühlendem Epheu die Hitze der Stirn zu dämpfen.

besgedicht, *Hohes Lied* Salomonis genannt, und mehrern Bibelstellen*) zu wissen steht.

Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere für Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. *Tertullian* predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sey, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von

*) Aus dem *Esaiä* LXI, 10. sehen wir, daß die Bräutigame gekrönt wurden.

Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige *Chrysostomus* die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und *Gregor von Nanzianz* rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel

der Collekten, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters etc. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweiht war.

Der Kranz war also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegtter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, samt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus den heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst von heidnischem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seitdem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch, und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bei einer zwei-

ten Ehe waren nie häufig, und kamen bald ganz ab; weil die Christen der früheren Jahrhunderte wiederholte Verheirathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes, solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten; ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb. In der Konstantinopolitanischen Kirche, wo der Gebrauch noch herrscht, das zum zweitenmal vor den Altar tretende Ehepaar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schulter geheftet. In verschiedenen morgenländischen Orten nimmt am achten Tage nach der Trauung der Priester die Kronen von den Köpfen der Gekrönten. — Der Brautkranz selbst ist gewöhnlich aus einem

Oelzweig gewunden, und mit weissen und rothen Bändern durchflochten, als Symbol der Unschuld und Scheamhaftigkeit des jungen hochzeitlichen Paars *). —

In den meisten Gegenden Deutschlands ist es unter den Verlobten Sitte, daß die Braut ihren Geliebten mit einem oder mehreren

B r a u t h e m d e n

beschenkt, und dieser überdies am Abend seiner Wünsche einen Schlafrock und eine Mütze auf dem hochzeitlichen Bette findet. Diese Kleider sind in ihrer ursprünglichen

*) Gynäologie. B.I. Zeichen und Werth der Jungfrauschaft, S. 130. lese man noch, was der Verf. von dem Anspruch der Jungfrauschaftlosen Jungfern und Wittwen auf die Brautkrone, sagt.

Bestimmung *Badekleider*, die als entfernte Folgen mit Aussatz und Kreuzzügen Zusammenhang haben. Der Aussatz war bekanntlich ein in den Morgenländern schon seit den ältesten Zeiten sehr gemeines Uebel, welches die zurückkommenden Kreuzfahrer in alle Länder verschleppten, und ganz Europa dergestalt damit ansteckten, daß einige Jahrhunderte verstrichen, ehe es ausgerottet werden konnte. Man kannte anfangs kein besseres Mittel, als die Gesunden von den Kranken abzusondern, und erbaute in den Städten umher eigene *Aussatzhäuser*. *Matthieu* versichert, daß es unter Ludewigs VIII. Regierung über 19,000 dergleichen Häuser in Europa gegeben habe, und ihrer allein in Frankreich im Jahre 1225 mehr als 2000 gezählt worden seyen.

In Deutschland gaben sich Fürsten und Geistlichkeit alle Mühe, der Verbreitung

dieser Seuche Einhalt zu thun; es gelang ihnen, das Mittel in Gang zu bringen, welches Moses dem Volke Gottes empfohlen hatte: *fleissiges Baden*.

Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht, durch welche man seine Sünden abwasche und Vergebung bei Gott erwerbe.

In vielen Klöstern, so wie von den Obrigkeiten in den Städten, wurden Badestuben angelegt, deren viele durch fromme Stiftungen zu *Seelenbädern* gemacht wurden. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten entweder in den Klöstern, oder auch in den Badestuben der Städte und in Hospitälern, umsonst gebadet, und wenn sie es verlangten, auch geschröpft und zu Ader gelassen und hernach gespeiset, oder auch mit Brod, Bier und Salz beschenkt wurden, zum Heil des

Stifters und zur Abkühlung seiner Seele im Fegfeuer. —

Um auch den Ritterstand zur Reinlichkeit zu gewöhnen, wurde demselben das Baden und Abscheeren des Barts bei der Aufnahme eines Ritters in einen Orden, oder eines Kuappen zum Ritter, zur Ordenspflicht gemacht; schwerer hielt es jedoch mit dem letztern, weil die Geistlichen in langen Bärten eine Zierde suchten.

So ward auf einmal das auf die Bahn gebrachte Mittel zur herrschenden Mode. Bald in den ersten Zeiten kamen *Brautbäder*, das Baden der *Hochzeitgäste*, und wöchentliches Baden der Handwerksgesellen in häufigen Brauch.

Die Handwerksbursche forderten nicht allein von ihren Meistern wöchentliches

Badegeld, oder eine Vermehrung des Lohns sondern führten auch Sonnabends so genannte *Badeschichten* ein, und liefen früh von der Arbeit, um nach der Badstube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hiervon der noch bestehende Gebrauch der Handwerker her, Sonnabends eine Stunde eher, als andere Tage, Feierabend zu machen. —

Auch die Geistlichen, und selbst Bischöfe, wußten sich den neu aufgekommenen Gebrauch, *Badehemden* zu verschenken, nützlich und zu einer Art von Auflage zu machen. Die Bürger von Augsburg, zum Beispiel, mußten ihrem Bischoffe, so oft er badete, zwei neue *Badeschürzen*, und dem Kapellan vierzig Pfennige schenken.

Am wenigsten aber unter allen konnte die *Liebe* diesen Zweig einer möglichen

Gunstbezeugung unbenutzt lassen. Wie man nach und nach überhaupt eine eigene Pracht mit Badekleidern trieb; so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdiß Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit gebadet, und dabei wacker geschmauset wurde; sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitgäste zum Bade führten, und die Braut ihre und des Bräutigams Verwandte mit *Badehemden* beschenkte.

Diesen lästigen Aufwand nahmen hier und da Polizeigesetze in Anspruch; man verbot die Hinführung der Hochzeitgäste zum Bade, und bestimmte zugleich die Schranken, in welchen sich Bräute mit ihren Geschenken zu halten hätten. Die

Rosto-

Rostockische Kleiderordnung von 1581 z. B. setzt fest, daß die Braut dem Bräutigam nicht mehr schenken solle, als eine *Bade-
kappe*, nicht über fünf Gulden an Werth, ferner zwei *Haupttücher* und einen *Bade-
beutel*.

Nachdem der veränderte Geist der Zeit das Baden weder als Nothmittel der Reinlichkeit, noch als Artikel der Ordenspflichten, oder zum Wohl der Seele im Fegefeuer nöthig findet; und anderer Seits eine neuere Krankheit, als jener Aussatz war, die öffentlichen Badestuben überhaupt verdächtig und in mancherlei Rücksicht bedenklich gemacht hat; so ist auch das Baden der Braut und der Hochzeitgäste dahin; jedoch das sonst übliche Badegeschenk an den Bräutigam, obgleich unkenntlich, noch vorhanden.

Verfolgt man so die Spur der meisten Gebräuche und Sitten der neuern Zeit, in die ältesten hinauf, so findet man, wie wenig *Neues* seit den ersten Zeiten in dieselben hineingekommen ist. Oft haben sie nur den Namen verändert, und man glaubt etwas anders zu thun, weil man etwas anders dabei dachte oder zu denken wähnte; oft erscheinen sie noch in ihrer alten Gestalt, wie

der Fackeltanz

bei den Hochzeitfesten der Könige und Fürsten.

Es würde mich hier zu weit führen, von dem mannigfaltigen religiösen Gebräuchen der Fackeln bei den Festen, bei den Schlachten der Griechen und Römer; bei der Taufe, den Geburtstagen, bei Hochzei-

ten und Begräbnissen, dem Osterfeste, beim
Mefslesen, bei öffentlichen Kirchenbußen,
feierlichen Processionen, u. s. w. der ersten
Christen zu reden.

Aus der hochzeitlichen Feier der Grie-
chen und Römer wissen die Leser schon,
dafs dem Hymen zu Ehren die Braut mit
der unzertheilbaren Zahl von fünf Fackeln
tanzend in das Haus ihres Bräutigams
geführt wurde.

Dieser Fackeltanz herrschte eine Zeit-
lang auch bei dem hochzeitlichen Zeremo-
niel der ersten Christen, verschwand dar-
auf, und fand dann wieder unter der Eti-
kette des byzantinischen Hofstaats, den der
erste christliche Souverain auf das glänzend-
ste einrichtete, eine förmliche Aufnahme.
Seit dieser Zeit ist er das Vorrecht der
fürstlichen Vermählungen geblieben. Indes-
sen erhielt er in den Ritterzeiten einen neuen

Glanz. Wenn nach geendigtem Tournier die Dame dem siegenden Ritter den Preis überreicht hatte, so tanzte sie triumphirend und allein mit ihm, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln.

Am Hofe zu Berlin ist der Fackeltanz bei Vermählungsfeierlichkeiten noch üblich. Er besteht in weiter nichts, als dafs beim Beschlufs der Feier des Vermählungstags das Brautpaar nebst allen Anwesenden unter Trompeten- und Paukenschall und anderer Musik langsam einhertreten, wobei denn die Staatsminister die Fackeln tragen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I n h a l t.

E r s t e r T h e i l.

Das Titelkupfer, ein Gemälde nach Jacobi.	Seite I
Dichtungen der Griechen über Ursprung und Eigenschaften der Liebe.	2
Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe.	17
Nähere Entwicklung des Wesens der Liebe.	31
Genius der Liebe älterer Nationen.	34
Griechen.	37
Römer.	72

Ritterzeiten und Mittelalter.	-	-	Seite 95
Der Bettsprung.	-	-	121
Probezeit.	-	-	130
Minnelieder.	-	-	137
Jetztlebende Nationen.	-	-	145
Lappländer.	-	-	147
Esten.	-	-	153
Letten.	-	-	161
Morduanen.	-	-	166
Tatarn in Sibirien.	-	-	168
Kamtschadalen.	-	-	172

Zweiter Theil.

Neuere Griechen.	-	-	Seite 1
Türken.	-	-	5
Perser.	-	-	9
Beduinen.	-	-	12
Hindus.	-	-	17

Geist der Liebe unter den Morgenländern. Seite 33

Die Georgierin.	-	-	48
Macassen.	-	-	59
Philippiner.	-	-	61
Siameser.	-	-	62
Javaner.	-	-	64
Formosaner.	-	-	65
Das Verbrennen der indischen Frauen.	-	-	67
Die Sineser.	-	-	83
Japaneser.	-	-	90
Mauren.	-	-	95
Neger in Senegambien.	-	-	103
— auf Sierraleona.	-	-	110
— auf der Goldküste.	-	-	117
— in Kongo und Loango.	-	-	129
Hottentotten.	-	-	130
Arrakanesen.	-	-	134
Nordamerikaner.	-	-	136

In Kanada.	Seite	139
Pensylvanien.		141
Auf Terrafirma.		142
Indianer in Guinea.		145
— — Quito.		149
Die Sabbäer.		150
Morlacken.		154
Wallachen.		161
Serben.		173
Holländer.		178
Herrenhuter.		191
Juden.		199
Der Brautring.		206
Der Brautkranz.		210
Das Bräutigamshemd.		219
Der Fackeltanz.		226

Gynäologie, oder über Jungfrauschaft, Beischlaf,
Ehe, Liebe, Schönheit und Anmuth, in 10 Bänd-
chen, m. vielen Kupfern. 14 Rthl.

Wer nur einen Blick in die Welt gethan hat, wird überzeugt seyn, daß diese drei Gegenstände in den Geschlechtsverhältnissen den wichtigsten und entscheidenden Einfluß auf das Wohl und Weh der Menschen haben. Alles was hierüber in physischer, moralischer, politischer und historischer Rücksicht gesagt werden kann, was Jedermann hiervon zu wissen unentbehrlich ist, stellt der Verfasser in einem angenehmen Vortrage zusammen, und liefert somit ein Werk, das als das Einzige in seiner Art, die Aufmerksamkeit eines jeden Menschen verdient.

1tes Bändchen: Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft. 2te Aufl. mit illum. Kupf. 96. 1 Rthl. 12 Gr.

Der jungfräuliche Zustand wird aus seinem physischen, sittlichen, bürgerlichen und religiösen Gesichtspunkte gewürdigt, und nach den Begriffen verschiedener Völker dargestellt.

2tes Bändchen. Ueber den Beischlaf 1r Thl. 2te Auflage. 1797. Geschlechtsreife, Zustand der reinen und unreinen thierischen Geschlechtstbegierde, Umfang Grenzen und Zeit des Begattungsgeschäfts, physische und moralische Geschlechtsgebrechen sind unter andern die Kapitel, die für Männer und Jünglinge gleich wichtige Wahrheiten und Warnungen enthalten, mit illum. Kupf. 1 Rthl. 12 Gr.

3tes Bändchen. Ueber den Beischlaf 2r Thl. enthält die interessantesten Gemälde aus der historischen Welt, über den nach positiven Gesetzen bestimmten, aus religiösem Aberglauben verabscheuten, und durch Sittenlosigkeit entarteten Geschlechtsgegnuß, mit illum. Kupf. 1 Rthl. 8 Gr.

4tes Bändchen. Das Band der Ehe 1r Thl. Der bürgerliche Ehestandskoder. Die Behandlung der Eheweiber unter ungesitteten Völkern. Aufmunterung zum Ehestand. Strafen der Ehelosigkeit und des Ehebruchs, natürliche und gesetzliche Ehehindernisse, eheliche Treue des Gatten und der Gattin, Würdigung der Gründe für und wieder die Ehescheidung, 2c. machen den an neuen Bemerkungen reichen Inhalt dieses Theils aus, mit illum. Kupf. 1 Rthl.

5tes Bändchen. Ueber den Beischlaf 3r Thl. In welcher Beziehung muß der Geschlechtstrieb mit andern Trieben stehen, wenn er nicht als unheilbares Uebel, sondern ein beförderndes Mittel zur Ausbildung der Menschheit betrachtet werden soll? was wird vom Richterstuhl der moralischen Vernunft und der Politik über den außerehlichen Geschlechtsgegnuß geurtheilt? In welche Lage hat letzterer das Menschengeschlecht gesetzt? mit illum. Kupf. 1 Rthl. 8 Gr.

6tes Bändchen. Das Band der Ehe 2r Thl. Der moralische Ehestandskoder. Die Ehe, eine aus dem Innern zweyer

Wesen entstehende, Charakterbildende und deren beiderseitige Kräfte zu einem schönen Ganzen einigende Verbindung; wie bereitet man sich eine solche glückliche Ehe? Aus diesem und andern interessanten Gesichtspunkten hat der Verfasser diesen Gegenstand dargestellt, mit illum. Kupf. 1 Rthl.

7tes und 8tes Bändchen. Die Feier der Liebe, 2 Thle. mit Kupf. 2 Rthl.

Die Nationalsitte, seine Empfindungen der Geliebten auszudrücken und ihren Reizen zu huldigen, ist hier in einer sehr interessanten Gallerie von Völkergemälden aufgestellt. Die hinzugesügten Aufsätze über den Trauring, das Bräutigamshemd, die Brautkrone, der Fackeltanz, geben einen befriedigenden Aufschluß über den Ursprung dieser Gebräuche mit Kupf. 2 Rthl.

9tes Bändchen. Anmuth und Schönheit aus den Mysterien der Natur und Kunst für ledige und unverheirathete Frauenzimmer. Worin besteht die Kunst Anmuth der Seele und Schönheit des Körpers zu gatten? Welches sind die besten Mittel gesund und schön zu bleiben, und besonders die Fehler der Haut zu re. verbessern? Wie wird die Schönheit durch Kleidung erhöht? Ueber diese und andere verwandten Gegenstände finden hier Leser und Leserinnen die gründlichste Belehrung, mit 4 meisterhaft gestochenen Kupf. illum. 2 Rthl.

10tes Bändchen. Die Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen nach der Stufenleiter der Natur m. illum. Kupf. 1 Rthl. 12 Gr.

Unter allen Scenen auf dem Schauplaze der mütterlichen Natur lockt unsere Neugierde nichts mehr an, reißt unsere ganze Bewunderung nichts mehr hin, als die sinn- und kunstreichen Scenen, die die zeugende Kraft in der organisirten Welt überall unsern Augen darstellt. Je weiter wir uns von dem erhabensten Glied der sichtbaren Schöpfung entfernen, desto mehr sehen wir den Kreis der Mittel sich erweitern, deren sich diese unbegreifliche Kraft bedient, auf dem mannichfaltigsten Wege, nach besondern Gesetzen, zu Einem Zweck zu gelangen, und, — ohne sich je bei dieser verschwenderischen Mannichfaltigkeit zu verirren, ihre große Aufgabe, die Fortdauer alles Lebendigen, wo nicht nach einem erklärbaren, doch obersten allgemeinen und eben daher für die Vernunft befriedigenden Princip; Neonen hindurch auf das zweckmäßigste erfüllen. Indem wir uns von dieser Seite der Natur auf merklichen Stufen nähern, gewinnt nicht nur unser Begriff von ihrer Hoheit überhaupt, sondern auch unsere Achtung für jene Kraft insbesondere mehr Umfang und Wahrheit, und bahnet uns zugleich einen neuen Weg zu einem gewissen physiologischen Standpunkte des Menschen, in welcher Rücksicht denn diese Abhandlung hier eine Stelle findet.

Das 11. und 12. Bändchen werden noch im J. 1797 erscheinen, dieses Werk schließen, und den Besitzern desselben noch sehr wichtige Wahrheiten und Winke über das Zeugungsgeschäft des Menschen mittheilen.

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.

2478 . . .







Flittner, Christian Gottfried, 1770-1828

Gynaeologie oder über Jungferschaft, Beischlaf und Ehe Aus einer
Handschrift des Oberpriesters zu Paphos in zwey Theilen

Bd.: 2

Berlin 1795

Rem.IV 2478-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781672-5

VD18 80370764-001